

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Badische Schule. 1934-1939 1936**

10 (18.5.1936)

# Die badische Schule

Verantwortlich: Oberregierungsrat Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe

## Nationalsozialistische Geschichtsbetrachtung

Von Wilhelm Friedrich Schill.

„Auch in der Wissenschaft hat der völkische Staat ein Hilfsmittel zu erblicken zur Förderung des Nationalstolzes. Nicht nur die Weltgeschichte, sondern die gesamte Kulturgeschichte muß von diesem Gesichtspunkte aus gelehrt werden. Es darf ein Erfinder nicht nur groß erscheinen als Erfinder, sondern muß größer noch erscheinen als Volksgenosse. Die Bewunderung jeder großen Tat muß umgegossen werden in Stolz auf den glücklichen Vollbringer derselben als Angehörigen des eigenen Volkes. Aus der Unzahl all der großen Namen der deutschen Geschichte aber sind die größten herauszugreifen und der Jugend in so eindringlicher Weise vorzuführen, daß sie zu Säulen eines unerschütterlichen Nationalgefühles werden...“

Adolf Hitler, „Mein Kampf“, 1933, 2. Bd., S. 473 f.

In sehr ernsten und sehr eindeutigen Worten hat hier der Führer die Stellung der Wissenschaft im Gesamtleben des Volkes — und das ist doch seine Geschichte — bestimmt. Kaum irgendwo hat die Vergangenheit so langsam ihre Stellungen geräumt, selten der Ganzheitsanspruch des Nationalsozialismus so viel offenen und noch mehr versteckten Widerstand gefunden als in dem Bezirk der Wissenschaft. Auch das kirchliche Dogma hat z. B. solche Ansprüche erhoben, und die Wissenschaft hat sie geduldet, zum mindesten ihnen nicht in so hochmütiger Ablehnung gegenübergestanden, obwohl sie wissen mußte, daß diese darauf hinausgingen, die Wissenschaft zur Magd zu erniedrigen. Das Dogma hat nichts für sich als die

Tatsache, eben das Dogma zu sein. Der Nationalsozialismus aber hat das deutsche Volk aus Schmach und Verzweiflung gerettet, und daß dies nur durch ihn geschehen konnte, das ist unser auf festen Erkenntnissen beruhender unerschütterlicher Glaube. Dennoch die so grundverschiedene Einstellung ... Sie spricht nicht eben sehr für die Wissenschaft der Vergangenheit ...

Diese Erinnerung war notwendig, um begreifen zu lassen, worum es hier geht. So wenig man der aus der Eigenart unseres Volkes in Kampf und Erlebnis herausgewachsenen Bewegung des Nationalsozialismus die einstigen Parteien als Vergleichspartner gegenüber antreten lassen kann, so wenig läßt sich die nationalsozialistische Geschichtsbetrachtung etwa mit der liberalen oder marxistischen auf eine Stufe stellen. Wir lehnen sie ab, nicht nur aus unserer gegensätzlichen Anschauung heraus, sondern ebenso sehr weil wir ihre wissenschaftliche Untermauerung als unzulänglich und trügerisch erkennen.

Bei letzten, grundsätzlichen Erkenntnissen, die einem Neubau die sichere Grundlage schaffen sollen, ist weder ein Zugeständnis noch ein Ausweichen zulässig. Es gibt keine Fragestellung, um deren saubere und eindeutige Beantwortung wir uns herumdrücken dürften. An dieser Stelle handelt es sich um eine schonungslose Überprüfung des herkömmlichen Begriffes der Wissenschaft, nicht um sie schlecht zu machen oder gar sie zu zertrümmern, sondern um ihrer selbst willen, — ja, geradezu, um sie in ihrer Würde und

Unantastbarkeit wiederherzustellen. Es ist kein Geheimnis, daß nicht etwa erst die Bewegung kein Vertrauen mehr zu ihr — so wie sie war — hätte haben können. Die Beziehungen zum Volk waren schon vorher gelockert. Verständnislosigkeit, Mißtrauen und als natürliche Folge Mißachtung hätte sie in ihren Spuren gewahren können, wenn sie Augen dafür gehabt hätte, und dies nicht erst seit dem allgemeinen Einsturz der Kartenhäuser, die der Geist des vergangenen Jahrhunderts gebaut hatte, dessen liebstes und unverkennbarstes Kind sie gewesen ist. Sie tat sich immer etwas darauf zugute, „voraussetzungslos“ zu sein, und bewies damit ein völliges Mangeln des Gefühls dafür, daß sie mit diesem Stolz ihren ganzen Sinn und Wert in Frage stellte. Der Begriff „voraussetzungslos“ hat einen bestechenden Klang. Wie aber, wenn diese Voraussetzungslosigkeit gar nicht vorhanden war?

Sehen wir zunächst noch davon ab, daß es dem eigentlichen Wesen des Menschen überhaupt unmöglich ist, völlig voraussetzungslos und „objektiv“, unbelastet von Erbanlage und Erlebnis, zu sein. Kann man aber eine Wissenschaft selbst in dem von ihr geprägten Sinn voraussetzungslos und objektiv nennen, deren Geisteshaltung nichts anderes als die Zurückstrahlung einer ganz bestimmten, zeitgebundenen Anschauung — eben der des abgelaufenen liberalistischen Zeitalters — war, die ihre Ergebnisse nur in diesem künstlichen Lichte fand und auswertete? Wir können gar nicht anders, als jene beiden so unverdächtig klingenden Begriffe als eine geschickte Tarnung der tatsächlichen Abhängigkeit dieser Wissenschaft von dem oft und genugsam gekennzeichneten Ungeiste ihrer Zeit aufzufassen, einer Sörigkeit, für deren Dienste wiederum vergolten wurde durch marktschreierisches Ausposaunen des Lobes eben der Wissenschaft, die die Trägerin des andauernden zivilisatorischen Fortschrittes der Menschheit sei ...

Archimedes forderte einen festen Standpunkt außerhalb und vermaß sich, dann die Erde aus ihren Angeln zu heben. So sucht jede Wissenschaft einen sicheren Begriff, um darauf ihr Gebäude zu errichten. Eine mehr als dreiste Behauptung wäre es aber, wollten nun jene ihrer Vertreter, denen soeben das Mäntelchen der „Voraussetzungslosigkeit“ und „Objektivität“ abgehängt wurde, wieder danach greifen mit dem selbstverständlich „objektiven“ Einwand: „Ja, unser fester Punkt, nach dem wir uns ausrichteten, das war eben die Geisteshaltung des vergangenen Zeitabschnittes ...“ Fester Ausgangspunkt kann niemals eine zeitgebundene, nur erdachte, lebensfremde Theorie sein, und anders kann der Materialismus mit seinem konstruierten, auf Denkfehlern beruhenden, dem Lebensgange aller Völker gefährlichen und widersprechenden marxistischen Wechselbalg nicht gewertet werden. Die liberale und marxistische Geschichtsbetrachtung wird daher von uns abgelehnt als eine Umfälschung der Geschichte zugunsten der von ihnen in Anspruch genommenen Allgemeingültigkeit blasser und dazu irrtümlicher Theorien und papierener Doktrinen, unter deren Zwang bedenkenlos Völker und Zeiten gebeugt wurden. Völker bestehen aus Menschen von Fleisch und Blut. Jedes lebt sein eigenes Leben und will nach seinen eigenen

Lebensgesetzen beurteilt werden. Sie vertragen keine Gleichmacherei.

So wenig wie eine marxistische Geschichtsauffassung erkennen wir die irgend eines Bekenntnisses an. Sie kann überhaupt nicht als Wissenschaft ernst genommen werden. Wenn — wie bei dem obigen Beispiel — die Geschichte unter dem besonderen Gesichtswinkel einer solchen Theorie betrachtet wird, so gilt uns das allein noch nicht als fester, als „archimedischer“ Punkt; immerhin kann diese Art des Betrachtens doch noch angepackt werden, gerade weil das angenommene Gesicht sie mit Methoden arbeiten läßt, die es jederzeit gestatten, Fehler nachzuweisen und zu widerlegen. Eine Betrachtung der Geschichte aber von dem Standpunkt eines Bekenntnisses aus ersetzt den festen Punkt durch das ewig fließende, jeder wissenschaftlichen Erkenntnis und Beurteilung entzogene Medium des bekenntnismäßig gefärbten Dogmas. Damit entkleidet sie sich selbst des Charakters als Wissenschaft und nimmt lediglich den einer für die Allgemeinheit völlig wertlosen privaten Zweckbetrachtung an. Wissenschaft kann niemals Selbstzweck sein; sie müßte an der eigenen Stofflichkeit ersticken. Sie hat dem lebendigen und geheimnisvollen Fluß des Lebens zu dienen, vor dem wir allein Ehrfurcht besitzen, des Lebens der Gemeinschaft, aus der sie erzeugt wurde.

Die nationalsozialistische Geschichtsschreibung wird nicht umfassend und zugleich nicht einfach genug gedacht werden können. Man muß sich da allerdings erst wieder abgewöhnen, alles für Wissenschaft zu nehmen, was doch nur künstlich verwickelt gemacht worden war. Wir sind aber auch gar nicht so anmaßend, diese neue Stufe der deutschen Geschichtswissenschaft als auf einmal vom Himmel gefallen auszugeben. Werfen wir einen Blick auf die Überlieferung des letzten Jahrhunderts! Da erklimm unsere Geschichtsschreibung, nachdem sie eben erst durch die Romantik zum wirklichen Leben erweckt worden war, zwei Höhepunkte nacheinander in Ranke und Treitschke. Beide besaßen den festen Punkt: Er war für Treitschke ein politisches Ideal, und Ranke wurzelte in Bildung und Glauben seiner Zeit. Beider Werk war zeitbedingt. Es ist von Ranke treffend gesagt worden, in seiner Historie spiegle sich das windstille Zeitalter der Restauration<sup>1</sup>, und Treitschkes politisches Ideal, durchpulst von der glutvollen Leidenschaftlichkeit, wie sie nur der tatkräftige Wille des mitten im Kampfe Stehenden auszusprühen vermag, war eben Kleindeutschland. Die bewundernswerte Sicherheit, mit der er die politische Wirklichkeit erfaßte, umschloß aber auch seine Grenzen; vor der in seiner Zeit zwingenden Notwendigkeit der Verwirklichung der deutschen Einheit vermochte er die dahinter aufsteigenden Fragen, an deren ungenügender Lösung dieses Reich später zugrunde gehen sollte, nicht mehr zu bewältigen. Beide aber schlugen über alle zeitbedingten Einzelheiten hinaus die Brücke zu dem lebendigen Fluß des Lebens der Nation, und das verleiht ihrem Werk die höhere Wahrhaftigkeit, die ihre sie mißdeutenden Nachfahren entbehren müssen. Sie hatten kein Recht, sich auf Rankes aus der Sicherheit eines festen Standpunktes entspringende abgeklärte,

<sup>1</sup> Vgl. Walter Frank, Kämpfende Wissenschaft (Samburg 1934), S. 19.

fast nüchterne Sachlichkeit als Vorbild für ihre „Objektivität“ zu berufen und Treitschkes dämonisches politisches Wollen, das kein anderes Ziel kannte, denn sein Volk auf den rechten Weg zu stoßen, als „subjektiv“ in Mißachtung zu bringen.

Die Nachfahren der beiden Großen — echte Epigonen — besaßen nichts mehr als die armselige Nacktheit ihres abstrakten Verstandes, den sie in seiner zeretzenden Schärfe dazu mißbrauchten, in geschäftsmäßiger, betriebamer „Wissenschaftlichkeit“ immer mehr Sondergebiete abzusplitteln. Daß alles derartige, noch so gründliche und ehrliche Einzelwissen tot bleibt, wenn ihm die Sinngebung der Einordnung in einen höheren Zusammenhang fehlt, — darüber pflegte die Mehrzahl hinwegzusehen<sup>2</sup>. Dem Nationalsozialisten kann keinen Augenblick ein Zweifel darüber kommen, welches der feste Punkt ist, den wir als unverrückbaren Grundstein an den Anfang jeder geschichtlichen Betrachtung rücken. Weder erdachte Theorien, noch dogmatische Unfassbarkeiten, selbst nicht zeitgebundene gläubige Daseinschau erscheinen uns als würdig genug. Nichts Totes und nichts Zeitbedingtes kann diesen Platz einnehmen, sondern nur etwas, das lebendig und ewig ist wie wir selbst, — mit einem Wort: Der „rocher de bronze“ der neuen Geschichtsschau ist das deutsche Volk! ...

Eine Welt trennt die Sachwissenschaftler alten Stiles vom Nationalsozialismus; kein Wunder, daß sie ihm verständnislos gegenüberstehen, und daß er hinwiederum allen Grund hat, argwöhnisch zu sein. Das deutsche Volk wird sich in Zukunft zu schützen wissen vor der selbstmörderischen „Objektivität“ jener Sorte Wissenschaftler, die, von der selbstverständlichen und peinlich-gewissenhaften Beleuchtung aller Seiten der anderen geblendet, über die Wesensart des eigenen Volkes im Dunkel tappten. „Liberalismus“ ist an sich kein Schimpfwort. Wir wissen, daß entwicklungsgebunden ein bedeutsamer Abschnitt unserer Geschichte in diesem Zeichen stehen mußte. Jene Leute aber, denen eine fremde Lehre über die Belange ihres Volkess ging, haben ihm seinen schlechten Ruf gegeben. Das sind die „ewigen Liberalen“, die es an den gefährlichen Schicksalswenden immer gegeben hat, und vor denen eine starke Staatsgewalt das Volk schützen muß. Die des Deutschen Reiches vor 1918 hat es nicht getan. Danach gerieten auch die Früchte. Wenn wir lesen, was sich sogenannte Wissenschaftler heute noch alles leisten können, so ist es an uns, die Köpfe zu schütteln und ganz fest entschlossen zu sein, solchen Einfluß auf die Bildung der kommenden Geschlechter gewiß nicht mehr zuzulassen. Es ist für eine Wissenschaft bestimmt nicht unerheblich, wie ihre berufenen Vertreter aussehen.

Wir haben erlebt, wie sich der Gipfel der Widernatur des Staatsgedankens der Leute von gestern darin offenbarte, daß die dem innersten Wesen unseres Volkes — und jedes Volkes — feindlichen Parteien des Marxismus und des Zentrums die Träger der Staatsgewalt geworden waren, wenn hier von einem sinnvollen Gedanken überhaupt noch die Rede sein konnte. Sie hatten Volk und Staat, die unzertrennbar zusammengehören, wie Inhalt und Form, wie Kern und

<sup>2</sup> Ebenda, S. 20.

Schale, künstlich entzweit und einander feindlich gegenübergestellt. Noch ganz andere Wunder, als daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, müßten geschehen, ehe den Jüngern jener Parteien die Fähigkeit zugestanden werden könnte, die neue Geschichtsschau und damit nationalsozialistische Weltanschauung zu vermitteln, so wenig wie den Leuten, die etwa in der Dynastengeschichte das letzte Zeil sehen. Wo charaktervolle Männer sich ehrlich aus einer Verirrung des an sich gesunden Gefühls zurückfanden und eine saubere Scheidung vollzogen haben, sei der gute Wille, wenn damit auch noch nicht die Befähigung, anerkannt. Lippenbekenntnisse aber und rasches Umstellvermögen werden gebührend eingeschätzt, und auf die Vertrauensseligkeit, den schlimmsten Fehler des Politikers, möge nur ja niemand seine Hoffnung setzen.

Nur Nationalsozialisten können die neuen Geschichtsforscher und Lehrer sein. Wir sind uns darüber klar, daß es sich bei den vorausgesetzten Fähigkeiten nicht um etwas Erlernbares handelt. Der hinreisende Schwung einer Weltanschauung und das Maß, in dem sie darüber hinaus die letzte Einsatzbereitschaft ihrer Gefolgsleute zu erwecken vermag, verbürgen ihr am Ende den Sieg. Sie muß erlebt und nicht erdacht sein, sonst hält sie im Feuer die Probe nicht. Wer sie nur durch Aufklärung oder — um ein vielgenanntes Wort zu gebrauchen — durch Schulung verbreiten und festigen will, erniedrigt sie zu einer papierernen Lehre. Vom Träger und Verbreiter einer Idee erwarten wir mehr als das Wissen um etwas Äußerliches, Erlernbares, das heute so und morgen so heißen kann. Von ihm wird ein Können auf Grund einer lebendig brennenden Überzeugung verlangt. Wir brauchen nicht sowohl Lehrer als Prediger unserer Weltanschauung, und dazu gehört ein Ringen um jede Einzelerkenntnis. Wer nicht in einem wahrhaft heiligen Eifer mit den durch sie aufgeworfenen Fragen gerungen, nicht nur sich „auseinandergesetzt“ hat, der ist hier nicht geschickt zum Handwerk. Wir schätzen in dem Wissenschaftler nicht mehr den Denkopérateur, der, kühl bis ans Herz hinan, in nüchterner Sachlichkeit Abstand von seinem Stoff wahr, sondern suchen in ihm die starke, überzeugende Persönlichkeit, den Mann, der mitten im Kampfe steht, dem eine heiße, verzehrende Liebe zu seinem Volke im Herzen lodert und dem es davon übergeht. Von ihm wird sich wieder das sagen lassen, was Treitschke als die Aufgabe des Geschichtsschreibers bezeichnet hat: daß er die Geschichte der Nation empfinde und empfinden lasse wie selbsterlebtes Leid und selbsterlebtes Glück, und wie er wird jener über das bescheidene persönliche Glücksgefühl hinaus die stolze höhere Beglückung empfinden, die aus dem Dienst an einer alles in ihren Bann schlagenden starken, männlichen Leidenschaft, einer großartigen Idee, erwächst. Keine aber kann größer und edler sein als das uns gemeinsame Erlebnis, das uns der Führer beschert hat: die Wiedergeburt des deutschen Menschen und die Rückkehr zu unserem Volk.

Ein fester Ausgangspunkt — Männer, die Geschichte schreiben —, und nun noch ein Wort zu ihrer Arbeitsweise! ... Es ist bekannt, daß sich das Wesen der gestrigen Wissenschaft so recht eigentlich im Zergliedern Fundat. Menschen und Erscheinungen wurden bis

in ihre letzten Regungen und Bestandteile auseinanderdividiert. Über die winzigsten Bruchteile des Weltalls wußte man besser Bescheid als über das wirkliche, ungeteilte Wesen der lebendigen Menschen ringsumher. Volk, Kultur, Staat mochten in Atome auseinanderstieben, — diese Art Wissenschaft zergliederte und zersetzte und war im Augenblick des eigenen Dahinsterbens am Ende noch stolz darauf, die Abschnitte des Zerfalls pünktlich registriert zu haben. Sie war und tat groß in einer ungeheuren Schichtung von Einzelwissen und hatte dabei die Fähigkeit zur zusammenfassenden Schau selbst des einfachsten Geschehens fast eingebüßt. Nur ein Narr kann der echten Wissenschaft Kritik und peinlichste, genaueste Einzeluntersuchung als berechnete Arbeitsweisen absprechen. Das hieße mit dem Unfug einer zopfigen, engen Zünftelei gleichzeitig das über Bord werfen, worauf wir vor anderen Völkern stolz sein konnten: die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit unserer Forschung. Ihre Regeln sind unantastbar. Aber auch hier stellen wir dem Wissen um die Einzelheiten das Können gegenüber. Das heißt hier, sich losmachen von der übertriebenen Hochachtung vor der mikroskopischen Kleinarbeit. Das Wissen um die Zergliederung der Erscheinungen des Lebens in ihre Bestandteile ist gewiß notwendig; aber damit ist an sich noch nichts getan. Die Achtung vor dem Leben fordert, daß die Fähigkeit, die Dinge zu Tode zu sezieren, in den Hintergrund trete vor der Kunst, sie in ihrer Unversehrtheit wieder erstehen zu lassen. Wenn wir statt einer Blume nur noch ein welkes Bündel zerzupfter Stengel und Blätter übrig behalten, dann haben wir sie zwar bestimmt, aber zum Schluß pfeifen wir auf diese Wissenschaft, die nur zerstört, und wünschen uns die Blume, das ganze, unversehrte Stück Leben, an dem wir unsere Freude hatten, zurück. Es ist uns in jedem Falle um das Verständnis und die Beurteilung der ganzen Erscheinung als der in der Wirklichkeit gegebenen Form zu tun, und wir lehnen daher eine Wissenschaft ab, wenn sie am Ende nur vor Bruchstücken und Leichen steht, zuletzt vor der eigenen, denn ihre Arbeitsweise muß notwendig zur Selbstauflösung führen.

Hier war eine der Stellen, wo sich die Geister schieden. So rettungslos war aber das rein stofflich bestimmte Forschen dem herrschenden Zeitgeiste verfallen, daß man über dieses Mißverhältnis mit einem Achselzucken hinwegging. Aber das junge Geschlecht, das nach dem Weltkrieg die Hochschulen besuchte, war wissend geworden: Student und Hochschule, — sie redeten in fremden Zungen aneinander vorbei... Gründliche Beherrschung aller wissenschaftlichen Arbeitsregeln muß sich vereinen mit der Kunst, die Dinge in ihrer Ganzheit zu schauen und in die großen Zusammenhänge einzuordnen. An Stelle der „korrekten, objektiven und neutralen“ Feststellung der Umstände und Erscheinungen brauchen wir starke, charaktervolle Urteile. Das allein ist Meisterarbeit, und nur überzeugungsbefessene Persönlichkeiten von leidenschaftlichem Willen können sie erfüllen.

Am Beginn alles Werkes steht die neue, die nationalsozialistische Weltanschauung. Die alte Zunftwissenschaft hatte es einst nicht für nötig gehalten, sich damit auseinanderzusetzen. Nun mußte sie es erleben, daß sie von dem lebendigen

Strom des Geschehens überrannt wurde. Kaum ein anderes Lager traf die Überrumpelung so plötzlich; kaum eines aber auch, dessen Vertreter so lächerlich in ihrer beinahe rührenden Ahnungslosigkeit von ihren selbstgefälligen Thronen geweht wurden. Und nun sehen sich die ewigen Erfolganebeter in die peinliche Lage versetzt, das bisher so unvorsichtig Versäumte nachholen zu müssen, und das ist schwierig für Leute, denen zum Verständnis des Nationalsozialismus jedes Organ fehlt. Er ist ihnen so unbequem, weil er so großartig, und so verdächtig, weil er so einfach ist. Nirgends läßt er sich in ihre, ach so wohlgeordnete Welt einfügen. Also möchten sie ihn so lange zerzupfen, bis er in irgendein Fach hineinpast. Woher stammt diese Lehre des Nationalsozialismus? Wo ist dies und jenes gewachsen? Ist nicht diese Anschauung bereits früher irgendwo festzustellen? Denn etwas Ursprüngliches gibt es nicht für Leute, denen alles schon einmal dagewesen ist. So wird versucht, unsere Bewegung in der herkömmlichen Weise einzuordnen, „ihre geistigen Wurzeln aufzudecken“, wie es so schön heißt, sie aus den und jenen Strömungen herzuleiten, die dann im Nationalsozialismus ihren Sammelpunkt gefunden haben sollen. Wie die Wissenschaft von gestern die ihr gemäßen Dinge bearbeitet, kümmerst uns wenig; aber für die Erfassung unserer Bewegung verbitten wir uns dies Auseinanderlesen. Sie ist kein Feld für den schauervollen Kleinmühlenbetrieb des einstigen Dissertationswesens. Solches Bemühen ist unfruchtbar, ist tot. Dann aber bildet das Gedankengut des Nationalsozialismus eine Ganzheit, die man erlebt und begreift, oder man tut es nicht und läßt dann die Finger davon. Glaube und Erlebnis läßt es in den Herzen seiner Erfolgsmänner wurzeln; doch die Kenntnis, wo der oder jener Einzelzug seinen Ursprung herleite, trägt nicht einen Stein zum besseren Verständnis oder zur Umsetzung in die Tat herbei.

Es wird wohl so sein, daß die Menschen, die solche Versuche unternehmen, es nie begreifen werden, wie unvollkommen und lächerlich alle derartigen Definitionen sind, bei denen am Ende immer nur ein loses Bündel Fäden übrigbleibt an Stelle des einen Mannes mit dem riesenhaften Willen zu einem schier übermenschlichen Werk. Der Nationalsozialismus ist geboren aus der Erweckung des Führers heraus, und sie ist eines jener geschichtlichen Wunder, an die Wissende der Nation immer geglaubt haben, und deren letzte Tiefen kein wissenschaftliches Seziermesser der Welt je ergründen wird. Es ist nun einmal nicht darum herumzukommen: Am Anfang steht ein Mann, Adolf Hitler, und das verleiht der nationalsozialistischen Weltanschauung die wundervolle Einheit und Geschlossenheit, ohne deren Anerkennung keine wesensgerechte Schau möglich ist, und damit wären wir wieder bei dem Ganzheitsanspruch, von dem wir ausgingen, angelangt.

Es ist unser aller brennender Wunsch, einmal berufen zu sein, ihre Größe in vollem Umfange zu erfassen und unser unzerstörbares Eigen nennen zu dürfen. Viele werden sich hier bescheiden müssen; vor dem aber, der sie auch nur ahnend schaut, breitet sich eine Aussicht von wahrhaft erhebender Größe aus. Unser Volk hat begriffen, daß es von seiner Stellung zum Nationalsozialismus abhängt, ob es weiter leben wird

oder nicht. Es hat eingesehen, daß ihm hier die Weltanschauung geschenkt wurde, die es allein befähigt, sich in dem Gefirnis der übrigen, noch befangenen Völker zu behaupten, die es gar zu gern wieder hineingestoßen sehen möchten; und daß er in seiner schlichten, großartigen Einheit, Tiefe und Weiträumigkeit ungleich gewaltiger ist als alles, was bisher vorhanden war, dessen ist ein lebendiger Beweis, daß jeder ohne Ausnahme, mag er wollen oder nicht, einfach nicht darum herumkommt, dazu Stellung zu nehmen. Keiner Möglichkeit des Menschengesistes bleibt darin die Entfaltung vorenthalten, und der angeborene faustische Erkenntnisdrang der deutschen Seele, der so oft durch dunkle, fremde Einflüsse irreführt wurde und ihre Einheit in unheilvolle Zwiespältigkeit auflöste, wird zu stolzem, nie erreichtem Flug ansetzen im endlichen festen Besitz dieser Einheit mit den Grundlagen unseres Seins. Ein riesenhaftes Feld ist der echten, aus unserem eigensten Wesen erzeugten Wissenschaft bereitet. In der Freiheit sieht sie den Ausdruck einer sittlichen Pflicht im kantischen Sinne, und es kann nicht mehr vorkommen, daß die mißverständene Freiheit der Forschung zu einer frechen und dünnhäuften Forschungsanarchie entartet. Das schließt aber auch ein, daß jeder billigen Konjunktur schon vor dem Lautwerden das Genick gebrochen wird.

Aus der Geschlossenheit der nationalsozialistischen Weltanschauung stammt aber auch das weite und tiefe Verständnis für die ewigen Werte unseres Volkes, — eines Verstehens, wie es in solchem Umfange kaum je ein Abschnitt unserer Geschichte gezeitigt hat. Unverrückbarer Mittelpunkt alles Handelns und Erkennens ist das deutsche Volk. Der Nationalsozialismus läßt sich nicht aufspalten; aber er erkennt freudig alles Geschehen der Vergangenheit an, das sich in derselben Zielrichtung vollzog, und übernimmt es nach Beseitigung der Schläcken willig in die Grundlagen seines Baues. Aus der Väter Wort und Wirken schöpfen wir Kraft und Zustimmung zum neuen Werk und reihen es so ein in die unabreißbare Kette völkischen Werdens. Deuter unserer Geschichte ist der Nationalsozialismus, damit sie zu unserer Lehrmeisterin werde.

Das also sind die drei Größen, die das neue Geschichtsbild formen: Männer, die Geschichte erleben und über das Wissen um die tausend notwendigen kleinen Dinge sich zur umfassenden Seinschau erheben, in deren Mittelpunkt das deutsche Volk steht. Die Gegner unserer Weltanschauung haben dem festen Ausgangspunkt, den wir gewählt haben, schlechterdings nichts gegenüberzustellen, was auch nur annähernd die Voraussetzungen für einen solchen erfüllte. Es gibt nichts, was in ähnlicher Weise den Anspruch auf überzeitliche Dauer und Lebendigkeit erheben könnte als eine Geschichtsschau, die sich nach den Lebensgesetzen und dem Lebensrecht des eigenen Volkes ausrichtet. Der Einwand, der manchmal von konfessioneller Seite gemacht wird, das heiße schließlich ja auch Volkes Unrecht rechtfertigen, berührt den Kern der ganzen Fragestellung überhaupt nicht. Es ist nicht abzusehen, was jene mit einiger Begründung an die Stelle zu setzen hätte, selbst wenn wir ihr noch irgendein Recht auf solche Betätigung einräumen könnten. Das deutsche

Volk hat in einer tausendjährigen Geschichte zu schlechte Erfahrungen gemacht, als daß es noch an die für alle verbindliche, unverrückbare Gültigkeit dogmatischer Lehrgebäude und vor allem an die aufrichtige, unparteiische Gesinnung gegenüber seinem Recht auf eigengesetzliches Dasein zu glauben vermöchte. Niemand ist imstande, den obersten Gesichtspunkt aufzuzeigen, wonach man mit einiger Berechtigung von einer wirklichen „Weltgeschichte“ sprechen dürfte. Immer nur ist es die Geschichte einzelner Rassen und Völker, die sich in mehr oder weniger naher Berührung, in Kampf oder friedlichem Ausgleich vollzieht. Wahre Geschichtsschreibung hat immer den für oberflächlich angesehenen, der die Einteilung eines geschichtlichen Ablaufes nur nach äußerlichen Merkmalen versuchen wollte. Genau so lehnen wir es ab, den Maßstab für die Beurteilung unserer ureigensten Belange irgendwoher von außen in Empfang zu nehmen. Gerade auch die anderen Völker dürften nicht zu kurz dabei kommen, wenn die oben gekennzeichnete, verlogene sog. „Objektivität“ entthront wird; denn es ist eben eine wesentliche Seite des Nationalsozialismus, daß ihn seine Verwurzelung im Rassegedanken die „Germanisierung“ von Angehörigen anderen Volkstums ablehnen läßt. Das Recht auf arteigene Gestaltung des völkischen Daseins, das er vorbehaltlos und unbedingt für das deutsche Volk in Anspruch nimmt, erkennt er ebenso bei den anderen an, und das deutsche Verlangen nach Gleichberechtigung birgt aus diesem Geiste heraus eine so aufrichtige und würdige Achtung vor den Lebensgesetzen auch der fremden Völker, der einzigen höheren geschichtlichen Gerechtigkeit, die er gelten läßt, von der die vielgerühmte „Voraussetzungslosigkeit“ himmelweit entfernt war. Es dürfte ihr allerdings auch das Vermögen zum Verständnis dieser Dinge mangeln.

So offenbart sich uns in dem geschichtlichen Ablauf das Bild des Werdens unseres Volkes. Weil wir dieses als eine Einheit sehen, als die Einheit, von der wir ausgehen, kann sich unsere geschichtliche Betrachtung nicht in eine bloße Aufzählung von Einzelthaten auflösen, denn ihrer allumfassenden Schau müssen sich alle Sondergebiete unterordnen. Politik, Kultur, Wirtschaft u. a. m. — sie alle haben keine andere Berechtigung als den Gradmesser ihrer artgemäßen Leistungen zum Wohle des Volksganzen, und ihm nützen können sie nur, solange sie einen arteigenen Ausdruck ihrer jeweiligen zeitlichen Gebundenheit finden. Sobald sie anfangen, artfremden Einflüssen Raum zu geben, sind sie reif zur Ablösung wie das unwürdige Gebilde der Meuterer von 1918. Damit sehen wir uns vor den wesentlichsten Teil der Aufgabe gestellt: in dem Geschehen der Jahrtausende die Kräfte zu erkennen und zu deuten, die auf die Volkwerdung fördernd oder hemmend eingewirkt haben, und es gibt hier nichts, was nicht einer genauen Untersuchung standzuhalten hätte oder sich eine notwendige Kritik gefallen lassen müßte. Vor unserem Auge treten sie an, die unheilvollen Mächte, die immer wieder unser Volk nicht zur Ruhe und einer gedeihlichen Entwicklung kommen ließen, so daß seine Geschichte nicht das Bild eines gleichmäßigen, stetigen Ablaufs gewährt wie bei anderen Völkern, sondern daß sich seine wechselvollen Geschehnisse in dem sprunghaften, jähen Aufundab

einer Zickzackkurve ausdrücken. Der schleichenden Vergiftung durch Judentum und Marxismus reißen wir die Maske ab. Der Kirche anmaßende Herrschaftsansprüche weltlicher Art werden zurückgewiesen, und mit Ernst und Aufrichtigkeit dürfen wir sie auf ihr eigentliches Aufgabengebiet hinlenken, das reine Feld wahrer Gläubigkeit, die Menschen innerlich frei und ihres Weges sicher und bewußt zu machen, nicht sie zu verwirren und ihre einheitliche Seelenhaltung zu zerstören. Das böse Erbteil unseres Blutes spüren wir auf, die unselige Uneinigkeit und neidvolle Eigenbrötelei, aus der der wahnwitzigste Partikularismus, der je ein Volk verdarb, in immer neuen Formen wie ein fressendes Geschwür herauseiterte, — der Partikularismus der Stämme, der Dynastien und Länder, der Bekenntnisse, der Klassen und Parteien. Dem Zusammenwirken all dieser zerstörenden Kräfte hätte das deutsche Volk längst erliegen müssen, wenn nicht wieder und wieder in der Brust großer, berufener Männer der leidenschaftliche göttliche Wille gebrannt hätte, Kraft dessen sie ihr Volk aus den dunkeln Tälern des Elends und der völkischen Not herausgerissen und auf Höhen geführt haben, wie sie die anderen Völker unter minder schmerzlichen Zuckungen zu erreichen pflegten. Dieses ewige Widerspiel der Kräfte gilt es zu deuten und die Dinge beim richtigen Namen zu nennen; der Sinn, den wir unserer Betrachtung geben, verbietet von vornherein, irgend etwas zu beschönigen oder zu verhehlen.

Wissenschaft darf nie um ihrer selbst willen da sein. Wir erwarten von der aus tiefinnerstem Begreifen hervorgehenden Deutung der Geschichte, daß endlich einmal der Bann gebrochen wird, wonach unser Volk in so grauenvoller Verständnislosigkeit, die es immer wieder bitter büßen mußte, seine Vergangenheit verkannt bzw. überhaupt nicht gekannt hat. Unpolitisches Denken hatte sich eingefressen wie mörderische, schleichende Krebswucherungen. Man nahm es hin, als müsse es so sein. Der Einzelmensch, den das unheimliche Siechtum befällt, wehrt sich verzweifelt dagegen und fürchtet nicht das Messer des Arztes. Sollte nicht ein ganzes Volk ebenso und erst recht schonungslos verderbliche Stellen seines völkischen Charakters ausschneiden, die eine ständige Todesdrohung bedeuten? Anderen Völkern schuf die Erkenntnis der volks- und staatsaufbauenden oder zerstörenden Kräfte ihres Körpers eine Tradition politischen Willens, wie sie etwa dem geschichtlichen Weg Englands oder Frankreichs eine gewisse Ebenmäßigkeit gegeben hat. Was als eine Selbstverständlichkeit die Geschichte aller gesunden Völker in ihren besten Zeiten bestimmt hat, darum mußten wir stets unerhört schwer ringen. Wann hätten wir jemals aus unserer eigenartigen Lage im Herzen Europas, die einmal von vornherein unsere Stämme auseinanderstreben läßt und uns zudem noch ständigem Druck von allen Seiten aussetzt, unter dem die Randgebiete abbröckeln, mit Bewußtsein die notwendigen Folgerungen für unsere Wehrhaftigkeit gezogen? Dies eine Beispiel dürfte handgreiflich von der lebenbedingenden Notwendigkeit des Wissens um die Lebensgesetze des eigenen Volkes überzeugen, aber auch den festen Willen begründen, sie unverbrüchlich zu befolgen und, wenn es sein muß, in ihrem Dienst sich selbst auf-

zuopfern. Begreifen wir nun, warum wir zum festen Ausgangspunkt den einzigen wählten, der uns über alles Trennende hinweg die Einheitlichkeit unserer Geschichte verbürgt, den einzigen aber auch, der aus der Deutung der Vergangenheit richtunggebend für Gegenwart und Zukunft wirkt? Nur aus dem Wissen um jene Kräfte kann über alle trennenden Unterschiede hinweg unser Volk in sich über die Gestaltung der Zukunft und in den grundlegenden Fragen überhaupt einig werden, und wir vermögen das Wachwerden aller seiner guten Geister nicht inbrünstiger zu beschwören als durch die Erinnerung an das höchste, heiligste und einigendste Band, das Menschen überhaupt verbinden kann — unser Volk, unser Deutschland. Darüber hinaus ist nichts mehr möglich.

Es war nicht zuviel gesagt, wenn oben festgestellt wurde, daß die neue Zeit auch dazu berufen sei, der Wissenschaft Würde und Unantastbarkeit zurückzugeben. Darüber hinaus wird sie aber im Dienst am Leben der Nation auf eine Stufe emporgehoben, die sie als Selbstzweck nie erreicht hat. Selbstverständlich ist und soll nur der Vollständigkeit halber hinzugefügt werden, daß sie nach dieser Sinngebung keine Abschließung und Kastengebilde in sich verträgt und jede Einzelwissenschaft engen, befruchtenden Austausch vor allem mit den Grenzgebieten pflegen muß. Nicht nur, daß die Geschichte eine gewaltige Erweiterung erfährt durch den endlichen Anbau der Urzeitkunde als vollgültige Untergliederung, — wir vermögen ohne die Ergebnisse der Rassenlehre oder die Kenntnis der beziehungsvollen Zusammenhänge von landschaftlichem Raum und Volk u. a. m. einfach nicht mehr auszukommen. Einst sind wertvolle Schätze der Forschung in Büchereien ungenutzt verstaubt und verschimmelt; heute darf das Gesamtgut unseres Geschichtswissens nicht mehr einem irgendwie beschränkten, ausschließenden Kreise vorbehalten bleiben. Als breiter Strom muß es sich hinaus in das deutsche Volk ergießen, es durchdringen und lebendige Frucht tragen. Die Gemeinschaft, die wir herstellen wollen, kann nur mit ihm werden, und diese Durchblutung des Volkskörpers hat einen großen, unschätzbaren Vorteil von vornherein für sich: Das ist die Jugend. Selten war ein Geschlecht so empfänglich und aufgeschlossen. Die Seelen sind bereit; der zündende Funke fehlt nicht mehr, der sie auflodern und den leidenschaftlichen politischen Willen auf die nächsten Geschlechter hinüberspringen läßt. Das aber liegt uns besonders am Herzen, daß von den Kathedern der Schulen aller Art, denen von Amts wegen die verantwortungsschwere Aufgabe zufällt, in die Herzen des jungen Geschlechtes den Samen zu legen, jene Gestalten verschwinden, die in geschmeidiger Anpassungsfähigkeit oder beharrlichem Klebvermögen allen Wandel zu überdauern meinen, daß sie den Platz räumen den Männern ausgeprägter Persönlichkeit und charaktervoller Urteilskraft, die nichts kennen als den Willen, mit ihrem Wissen und Können dem Volke zu dienen und nicht einer abstrakten Wissenschaft, — Männern, wie wir sie an diesen wichtigen Stellen allein brauchen können, durch Blut und Erlebnis im deutschen Volke verwurzelt und mit seiner Eigenart untrennbar verhaftet; es sollte nicht gesagt zu werden brauchen, daß derartige Ansprüche naturgemäß

den fremdrassigen von solchem Amt ausschließen. Aus der Einheit von Leben und Lehre erwächst ihr Wirken, und der neue Geschichtsunterricht wird weder zu einem mechanischen Drill, noch zu einer Probe auf Gesinnungstüchtigkeit ausarten, weil er Weiestunden schenkt, die an die Wurzeln unseres Seins rühren. Die Höhepunkte der Geschichte unseres Volkes werden die Herzen von Schüler und Lehrer höher schlagen lassen; aber auch seine dunkeln Wege wird man nicht verschweigen und keiner darf dann mit der Teilnahmslosigkeit dabei sitzen, als ob es sich um die Geschichte der Botofuden handle. Innerste Anteilnahme, weil jeder fühlt, es ist seine ureigenste Angelegenheit, die da behandelt wird, schließt schülerhaft unzulängliches und darum lächerliches, besserwissendes Kritisieren aus, genau so wie das nüchtern verstandesmäßige, theoretisierende Abwägen von Einzel Tatsachen. Wehe einer Jugend, die nicht mehr fähig ist, Partei zu ergreifen! Männer wollen wir aus ihr machen, die imstande sind, Stellung zu nehmen und dementsprechend verantwortungsbewußt zu handeln. Dazu gehört, daß sie nicht mit blutleeren, jeder Wertung ängstlich ausweichenden Geschichtserzählungen gefüttert wird, sondern daß der Lehrer als Führer in sicherer, aus dem unverlierbaren Besitz der nationalsozialistischen Weltanschauung heraus geborener Einsicht klare und eindeutige Urteile vor sie hinstellt. Das Lebensrecht eines Volkes kennt keine Zugeständnisse und kein unentschlossenes Hin- und Herpendeln. Es muß Partei ergreifen in dem Kampf der sein Schicksal bestimmenden Kräfte, oder es begeht Selbstmord, und die Partei des deutschen Volkes heißt nun einmal nordisch gegen orientalisch, Germanentum gegen Romanismus, Kaiser gegen Papst, ghibellinisch gegen guelfisch, deutsch gegen jüden- und romhörig, Brandenburg-Preußen gegen Sababurg-Österreich...

Je näher uns die Ereignisse zeitlich liegen, desto eingehendere Beschäftigung verlangen sie, und die schon so oft geforderte Stoffauswahl und Stoffbeschränkung für die Schule darf nicht mehr nur auf dem Papier stehen bleiben. Die Probleme, die uns heute auf den Nägeln brennen, sind in den Vordergrund zu rücken; alles andere kann nur insofern eine Bewertung erfahren, als es Voraussetzung und Grundlage ist. Was der Forschung unerläßlich ist, die genaue Kenntnis und Klärung aller Einzelzüge, braucht die Schule nicht zu belasten; ihr ziemt die Zusammenfassung der schicksalbestimmenden Ergebnisse, das Aufzeigen der großen Linien und vor allem das leidenschaftliche Erleben der Geschichte des Volkes, als ob es die des eigenen Ich wäre. Auszurotten gilt es jene alte Art des Unterrichts, die keine größere Sorge kannte als die Bewältigung des Lehrbuchstoffes, die, selbst im Innersten vom lebendigen Gehalt der Geschichte völlig unberührt, sie kalt und lebensfremd sozusagen in einen luftleeren Raum hinausstellte. Für den Magister, der einförmig,

leidenschaftslos und unfroh nur Angelerntes wiedergab, ist kein Platz mehr im Dritten Reiche. Jeden um die Nation Wissen mußte der Ingrim packen, wenn er sah, wie einst mit der Geschichte umgegangen wurde, — mit der Geschichte, die doch blutvollstes Leben ist. Allerdings, was galt dieses auch schon damals? Als unpolitisches Volk galten die Deutschen und taten, als setzten sie ihren Ruhm darein, dieses Vorurteil möglichst oft zu rechtfertigen. Was ist aber Politik anderes als lebendige Geschichte? Politik aber müssen unsere Schüler zu hören bekommen...

Ein Kapitel für sich ist das für die Schule bestimmte Schrifttum. Es tut not, ein scharfes Auge auf den immer regen Geschäftstrieb zu haben, der stets, wenn etwas Neues sich durchgesetzt hat und auch für ganz bestimmte Leute „Mode“ geworden ist, die sonderbarsten Blüten treibt. Was da nicht alles auf einmal nationalsozialistisch sein soll und darauf lauert, arglosen Gemütern aufgedrängt zu werden! Unter allen Umständen muß unterbunden werden, daß unserer Bewegung fremde und schädliche Erscheinungen in „nationalsozialistischer“ Umdeutung wieder in unser Bildungsgut eingeschmuggelt werden, genau so wie der Strom der Konjunkturerzeugnisse abzdämmen ist. Es ist nicht damit getan, Geschichtlein vom Führer, Horst Wessel, Schlageter und den Männern unserer Bewegung zu erzählen in dem Stil früherer Liebedienerei und „Loyalität“. Mannhaftigkeit im höchsten Sinne hat stets unsere Kämpfer ausgezeichnet; Plattheiten und Gefühlskitz sind ihrer unwürdig. Männer machen die Geschichte — daran muß auch im Sinne dieser Betrachtung erinnert werden, und Vorbilder sind schließlich das Beste, was auch das schlichteste Begriffsvermögen als festen Besitz mit nach Hause nehmen kann.

Die neue Geisteshaltung wird eine entsprechende Geschichtsschreibung erzeugen, — packend, anschauungsgeladen, in großzügigem darstellerischem Schwung Vergangenheit und Gegenwart verknüpfend. Aber darin wird sie ihre höchste Kunst beweisen müssen, die führenden Männer unseres Volkes aus dem Hintergrund ihrer Zeit in atembeklemmender, aufrüttelnder Lebendigkeit vor uns hinzustellen, um den göttlichen Funken aus ihrem Wirken zündend überspringen zu lassen und in den Herzen der Mit- und Nachwelt die Blut zu entfachen, die sie des ewigen Lebens der Nation teilhaftig werden läßt. Vorbilder sind heilige Flamme und Richtungspunkte unseres Daseins. Aus der ehrfürchtigen Bewunderung der Großen erwächst die Freude und die Lust zur tapferen Tat. Das ist schließlich der wirksamste Antrieb, unsere Jugend zu Männern und diese zu entschlußfreudigen, stahlharten Kämpfern für ihr Volk zu erziehen; mehr wollen wir nicht.

## Zur 250. Wiederkehr seines Todestages.

Unter den Fürsten und Diplomaten, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts den Westfälischen Friedenskongress zu Osnabrück, den Reichstag zu Regensburg und den Wiener Hof bevölkern, bewegt sich auch Otto von Guericke, Bürgermeister von Magdeburg. Im schwarzen Seidenrock, mit Schnallenschuhen und breitrandigem schwarzen Hut, das Bild des Kaisers auf der Brust, unterscheidet er sich von den übrigen Abgesandten nur durch sein totenblaues Gesicht, aus dem zwei schwarze Augen glühen. Er hat die schwierige und undankbare Aufgabe, die Sache seiner Vaterstadt zu vertreten. Es ist die Sache einer abtrünnigen Stadt, die ihre schwedenfreundliche Haltung mit einer schweren Belagerung, Zerstörung und Plünderung durch die kaiserlichen Truppen unter Tilly und Pappenheim gebüßt hat, und die nun trotz alledem in den Genuß ihrer alten verbrieften Rechte wieder zu gelangen sucht. Die magdeburgische Frage wird auf dem Kongress mit ähnlicher Wichtigkeit und Dringlichkeit behandelt, wie etwa heute ein abessinischer Protest beim Völkerbund. Es fehlt nicht an Intrigen und Vertagungen. Die Entscheidung wird auf die lange Bank geschoben, man hat wichtigeres zu tun. Trotzdem begegnet man dem Vertreter Magdeburgs von allen Seiten mit großer Hochachtung und Ehrerbietung. Denn man schätzt in diesem ernsten, zurückhaltenden Manne den gewiegten Diplomaten und bedeutenden Gelehrten. Auch ist bekannt, daß er beim Kaiser in hoher Gunst steht. Er wurde in Wien wiederholt zur Audienz zugelassen. Die Klugheit gebietet also, sich gut mit ihm zu stellen. Man flüstert sich auch zu, daß er geheime Kenntnisse über die Naturkräfte besitze. Bei seinem Reisegepäck sollen sich absonderliche Apparate befinden, die er auf seinen Reisen überall hin mitnehme, und mit denen er das Gewicht der Luft bestimmen könne. Die Diplomaten lächeln wohl bei dem Gedanken, daß die Luft ein Gewicht haben könne. Ja, er hat an einem heiteren Nachmittage, nachdem er mit einem hölzernen Männchen, das in einer Glasröhre gefangen war, geheime Zwiesprache gehalten hatte, vorausgesagt, daß in zwei Stunden ein Gewitter aufziehen werde, und es ist wirklich nach der vorausgesagten Zeit ein schweres Wetter niedergegangen. Man würde ihn gerne für einen Zauberer halten, aber dieser Protestant ist ein Freund des Bischofs von Mainz und der Jesuitenpater Caspar Schott, Professor der Mathematik in Würzburg, hat sich in einem Buche über Guericke's Untersuchungen in begeisterter Weise geäußert. Man tut also doch gut, sich wenigstens den Anschein zu geben, als glaube man an seine Behauptungen.

So ist Otto von Guericke in der erlauchten Gesell-

<sup>1</sup> Anmerkung der Schriftleitung: Die nachstehende Arbeit wurde Ende April d. J. eingereicht; wegen anderweitiger Verpflichtungen kann sie jetzt erst veröffentlicht werden.

schaft von einer Atmosphäre umgeben, die aus Achtung und Scheu sich mischt.

Ihm ist bei dieser politischen Sendung nicht wohl zumute. Er ist seelisch gebeugt, körperlich leidend und dazu noch verarmt durch die schweren Schicksalsschläge, die die Zerstörung Magdeburgs über ihn und seine Familie gebracht hat.

Als gerader, offener Charakter verabscheut er auch die Bestechlichkeit der kaiserlichen Räte jener Zeit; er muß jedoch, um das Ziel seiner Sendung zu erreichen, gute Miene zum bösen Spiel machen. So schickt er der Gattin des Reichs- und Vizekanzlers, Grafen Kurz, sieben Eimer Neckarwein, ein vergoldetes Trinkgefäß und einen kostbaren Ring, merkt aber am Benehmen ihres Mannes, daß dieses Geschenk noch zu gering war.

Die Stadt Lübeck erreicht durch ein Geschenk von 100 000 Gulden die Reichsfreiheit. Magdeburg kann aber in seiner Armut ein solches Opfer nicht bringen. „Man siehet und spüret wohl, daß sie (die Räte) dass wergk etwa umb des goldes willen uffhalten. Sie haben uns gleichsam in der falle und werden uns ohne dasselbe nicht aus händen lassen.“ — Er muß von seinen Mitbürgern weitere Geldopfer fordern und schreibt ihnen: „... daß alles vor geld gleichsam zu kaufen ist, werden sie daran mangeln lassen, so ist mit uns verlohren und richten in keiner sache was auß.“ — Auch hier erlebt er neuen Ärger. Er kann wohl verstehen, daß seine verarmte Vaterstadt diese Geldsummen kaum aufstreiben kann, es verletzt ihn aber aufs tiefste, daß seine Mitbürger an der Wahrheit seiner Berichte Zweifel hegen und auf seine Geldforderungen hin durchblicken lassen, daß er wohl ein zu üppiges Leben führe und zu viel Geld für Frauen ausbebe. Es kommt zu ernstern brieflichen Auseinandersetzungen, bei denen der Magistrat von Magdeburg klein beigeben muß.

So erlebt Otto von Guericke bei seiner politischen Sendung Enttäuschungen bei Freund und Feind. Bei manchem seiner geistig hochstehenden politischen Gegner hat er zu kämpfen mit Hinterlist und Ränke, bei den hohen kaiserlichen Beamten mit Bestechlichkeit und bei seinen Mitbürgern mit Mißtrauen und Engstirnigkeit. Daraus erklärt sich sein nach innen gekehrtes, zurückhaltendes, ja etwas hochmütiges Wesen.

Er sehnt sich zurück nach seiner Heimat, seiner Familie, seiner eigentlichen Berufstätigkeit und nach der Lieblingsbeschäftigung seiner Musestunden, der stillen Naturbeobachtung. Denn er ist eine tiefinnerlich veranlagte Natur, die mit Liebe und heiligem Ernst den Fragen nach den letzten Dingen nachhängt. Und diese Neigung hat ein verständiger, geistig hochstehender Vater durch eine sorgfältige und vorausschauende Erziehung des Sohnes entwickelt und gefestigt. Er entstammt dem alten edlen Geschlechte der Gericke. Erst

bei seiner Erhebung in den Adelsstand wählte er die Schreibweise des Adelsbriefes „Guericke“. Schon 1315 kam der erste Gericke nach Magdeburg. Der Urenkel dieses Wessecke (Werner) Gericke war bereits ein angesehenener Mann, denn er ehelichte die Tochter eines Ritters und war Ratsmitglied und Kämmerer der Stadt. Seit jener Zeit bekleideten alle Ahnen Ottos von Guericke öffentliche Ämter. Sie waren Ratsmitglieder, Kämmerer oder Bürgermeister. Ottos Vater, Hans Gericke, kam als Gesandter des Königs von Polen an die Höfe von Kopenhagen, Stockholm, Moskau und Konstantinopel. Er wurde für seine Verdienste in den polnischen Reichsadel erhoben. In zweiter Ehe war er verheiratet mit Anna von Zweidorff, einer reichen Patrizierstochter, deren Geschlecht über 500 Jahre im Braunschweigischen blühte. Sie war eine „liebenswürdige, mit allen weiblichen Tugenden geschmückte, fromme und wohlthätige Frau“. Aus dieser Ehe ging am 20. November 1602 der einzige Sohn Otto Gericke, der spätere Otto von Guericke, hervor. Die mit Glücksgütern reichgesegneten Eltern ließen den Sohn die damals in hoher Blüte stehende Magdeburger Schule des Rektors Goetze besuchen und gaben ihm außerdem noch einen Privatlehrer. Der junge Gericke zeigte leichte Fassungsgabe und Lust und Eifer zum Lernen. Mit 15 Jahren bezog er 1617 die Universität Leipzig, die er aber 1620 mit der Hohen Schule zu Helmstedt vertauschte, als der 1618 in Böhmen ausgebrochene Krieg sich der sächsischen Grenze immer mehr näherte. Nach dem Tode seines Vaters bezog er 1621 die Universität Jena. Der Familienüberlieferung entsprechend, studiert er Rechtswissenschaft. 1623 siedelt er zur Universität Leyden über und vervollständigt dort seine Bildung durch das Studium der englischen, französischen und holländischen Sprache. Er studiert aber auch mit Eifer Physik und angewandte Mathematik, besonders Fortifikationslehre und Mechanik. Nun folgen weite Reisen, die ihn neun Monate lang durch England und Frankreich führen und seinen Blick für Welt und Menschen weiten. Mit einem reichen Schatz an Wissen und Können und in hoher patriotischer Gesinnung kehrt er 1626 heim und findet bei der glänzenden Empfehlung, die der Name Gericke in Magdeburg darstellt, getreu der Überlieferung seiner Ahnen, Aufnahme im Ratskollegium der Stadt, dem er nun bis in sein hohes Alter angehört und dem er unschätzbare Dienste leistet. Auf das Drängen seiner Mutter, die innig wünscht, das alte Patriziergeschlecht noch im Enkel fortbestehen zu sehen, heiratet er 1626 Margarete Almann, die Tochter eines braunschweigischen Geheimrats und halberstädtischen Kanzlers. Von den drei Kindern dieser Ehe starben ein Knabe und ein Mädchen in frühem Alter, nur ein Sohn Otto blieb am Leben.

Die Amtsjahre des jungen Ratsmannes Gericke fielen in eine für seine Vaterstadt sehr trübe Zeit. 1629 drangen Wallensteinsche Truppen in das Erzstift Magdeburg ein und brachten durch eine 28wöchige Blockade Not und Sorge über die Stadt. Das Jahr 1630 brachte inneren Parteihader und einen Regierungsurz. Es zeugt von dem Ansehen des an den Parteikämpfen nicht beteiligten Gericke, daß er auch von der neuen Regierung zum Ratsmann berufen wurde. Auf Grund seiner Studien über Befestigungswesen übertrug man

ihm das Amt eines Schutz- und Kriegsherrn der Stadt. Er hatte die Aufsicht über die Festungsanlagen, das Zeughaus, den Pulverhof, die städtischen Bauten und die Torbrücken. Infolge des Bündnisses Magdeburgs mit den Schweden führte der schwedische Obrist Dietrich von Falkenberg den Oberbefehl über die städtische Besatzung.

Schon bald nach Gericke's Amtsantritt beginnt am 20. März 1631 die Belagerung Magdeburgs durch Tilly. Gericke hat die Organisation des Widerstands gegen die Belagerungstruppen durchzuführen. Trotz seiner kurzen Amtszeit hat er die Stadt nach allen Seiten hin in guten Verteidigungszustand gesetzt. Behend und entschlossen geht er seiner verantwortungsvollen Arbeit nach. Aber sein Herz ist sorgenvoll und unzufrieden. Die Stimmung der Bevölkerung über den Anschluß der Stadt an Schweden ist geteilt. Ihm selbst geht in seiner deutschen Gesinnung die Einstellung der Stadt gegen den Kaiser wider den Strich. Er hat im Rat dagegen gesprochen und ist überstimmt worden. Aber er tut als aufrechter Charakter jetzt gewissenhaft seine Pflicht. Auch der schwedische Oberst Falkenberg paßt ihm nicht. Er ist ein Zauderer, ein unentschlossener Schwäger, ein Mann, der vor lauter Überlegungen nicht zum Ziel kommt. Gericke aber ist ein Mann der Tat, des geistesgegenwärtigen, verantwortungsbewußten Handelns. So sieht er auf seinen Rundgängen, daß die schwedischen Unterführer die kostbare Munition nutzlos verpulvern lassen. Aber Falkenberg schreitet auf seine Vorstellungen hin nicht dagegen ein, sondern hält ihn auf mit einer langen Rede über den baldigen Entsatz der Stadt durch den nahenden Schwedenkönig. Ein zur Entlastung der Verteidiger bei der Neustadt verabredeter nächtlicher Ausfall unterbleibt aus Unentschlossenheit. — Im Mai 1631 fordert Tilly die Stadt zur Übergabe auf. Magdeburg kann nicht mehr gehalten werden. Es hat zwei Monate der Belagerung getrotzt. Jetzt ist es am Ende mit Munition und Lebensmitteln. Gericke und drei andere Ratsmitglieder sind beim Oberst Falkenberg zur Besprechung der Übergabe. Er zaudert und hält sie durch lange Reden hin. Da hört Gericke von fern den Hornruf des Türmers. Ihm reißt die Geduld. Er verläßt die Berater, sprengt zu den Verteidigungswerken und sieht, daß die Belagerer zum Sturm angetreten sind. Am Elbufer sind die Kroaten schon in die Stadt eingedrungen. Sie morden und brennen. Entsetzt reißt er sein Pferd herum und rast in die Stadt zurück. Aber am Beratungstisch redet Falkenberg noch immer. Mit Erbitterung im Herzen und kaltem Hochmut im blaffen Antlitz bittet er die Herren, aufzustehen, die Beratungen seien zu Ende, der Feind sei seit einer halben Stunde in der Stadt. „Dies ist allen gar unglaublich vorgekommen.“ Nun überstürzen sich die Ereignisse. Falkenberg wirft sich an der Spitze eines Trupps seiner Soldaten dem Feind am Neustädter Tore entgegen, wird aber zurückgeschlagen. Er wendet sich dann zur Hohen Pforte, an der die Verteidigungswerke von den Pappenheimern schon erstiegen sind. Zu spät! Er fällt, tapfer kämpfend, ein Opfer seiner eigenen Unentschlossenheit. Über ihn wälzen sich die wütenden Haufen der Eroberer in die unglückliche Stadt. Es beginnt ein fürchterliches Morden, Plündern und Brennen. Als aller Widerstand vergebens

ist, eilt Gericke heim zu Frau und Kindern. Ohnmächtig müssen sie zusehen, wie ihre Diensteute von den Söldnern dahingeschlachtet werden. Sein jüngstes Kind erhält einen Säbelhieb. Er kann sein und der Seinen Leben nur durch Geldopfer und Hingabe seines ganzen Besitzes erkaufen. Sie flüchten in das noch sichere Haus des Oheims Memann, wo sich noch andere Verwandte und Freunde in höchster Not einfinden. Von dort werden sie alle durch den kaiserlichen Generalkriegskommissar von Walmerode aus der brennenden Stadt als Gefangene in das Lager Fremersleben abgeführt.

In diesen furchtbaren Stunden, in denen seine schöne Vaterstadt bis auf 150 Häuser in Schutt und Asche gelegt wird, in denen zwanzigtausend seiner Mitbürger dahingemordet werden, bricht in Gericke eine Welt zusammen. Er wird hart und in sich gekehrt. Schmerz und Verbitterung graben jene tiefen, steilen Falten in die hohe Stirn, und ein hochmütig-abweisender Zug bleibt in seinem blaffen Antlitz. In diesen Tagen ist er zu einem bettelarmen Manne geworden. Er und die Seinen sind ausgeraubt bis aufs Hemd. Der Fürst von Anhalt-Cöthen schickt ihm Geld, damit er Kleider kaufen kann. Für die Reparatur einer Taschenuhr erhält er von einem kaiserlichen Offizier einen Dukaten, das erste Geld, das er in seiner Not wieder verdiente. In der Gefangenschaft wird er zwar milde behandelt, da man weiß, daß er sich für den Anschluß der Stadt an den Kaiser eingesetzt hatte. Er wird mit den Seinen aber erst freigelassen, nachdem ein Lösegeld von 300 Talern herbeigeschafft war.

Gericke ist nun zwar frei, aber arbeitslos. Das kann dieser Tatmensch nicht ertragen. Durch Vermittlung des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Weimar erhält er eine Stelle als Generalquartiermeister und Ingenieur im schwedischen Heere. Als Gustav Adolf nach seinem Siege über Tilly bei Breitenfeld das vom Herzog eingenommene Erfurt am 22. September 1631 besucht, begleitet Gericke den König bei der Besichtigung und nimmt die Befehle zur Verstärkung und zum Ausbau der Festungswerke entgegen. Er wird Festungsbaumeister in Erfurt.

Im Jahre 1632 räumt Graf von Pappenheim das zerstörte Magdeburg, und nun kehrt mit den übrigen Überlebenden auch Gericke mit seiner Familie in die Vaterstadt zurück. Sein festes Haus hat dem Feuer Widerstand geleistet. Er setzt es instand und richtet es wohnlich ein. Vom Schwedenkönig wird er mit der Planlegung zum Wiederaufbau der Stadt beauftragt. Er liefert einen großzügigen Plan mit mancherlei Verbesserungen gegenüber der alten Straßensführung, denn nach der alten Bauweise „ist keine Gasse ganz gerade, denn sich fast an allen Häusern unförmige Ecken und Krümmen finden“. Er wird zum Bauherrn des neuen Magdeburg. Die Magdeburger Spießbürger hängen aber mit Beharrlichkeit und falscher Pietät an ihrem alten Stadtbild und führen nur die notwendigsten seiner Verbesserungsvorschläge durch. Dieser jahrelange Kampf gegen Starrköpfigkeit und Beschränktheit vertieft noch seine stolze Zurückhaltung und seine Verachtung des spießbürgerlichen Wesens.

Allmählich bessern sich die Lebensverhältnisse Gerickes. Er kommt im Laufe der Jahre wieder zu einem ge-

wissen Wohlstand. Auch besitzt er noch große Liegenschaften, die er nun verpachtet. Er wird Kammerer der Stadt.

In den schicksalsreichen Kriegswirren der folgenden Jahre wechselt Magdeburg den Herrn und damit die Besatzung der Stadt. Die schwedischen Truppen müssen 1636 einer sächsischen und kaiserlichen Besatzung weichen. Unter all dem Kriegsvolk, das mit großem Troß an Weibern und Kindern in der verarmten Stadt liegt, hat die Bevölkerung durch Stellung von Quartier und Verpflegung sehr zu leiden. Auch die Auffassigkeiten der Mannschaften und Offiziere werden mit der Zeit unerträglich. Wiederholt war Gericke in den folgenden Jahren als Gesandter der Stadt unterwegs, um beim Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, seinem Sohne, dem Herzog August von Sachsen, und beim schwedischen Feldmarschall Torstensohn einerseits den Abzug der kaiserlichen Besatzung, andererseits die Aufhebung der schwedischen Blockade zu erreichen. Nach schwierigen Verhandlungen und gefährlichen Reisen, die er in dem unsicheren Lande stets unter militärischem Schutze ausführen mußte, erreichte er endlich am 14. April 1646 sein Ziel. Magdeburg erhielt das Recht einer eigenen Besatzung. Am folgenden Sonntage wurde die Befreiung durch ein kirchliches Dankfest gefeiert. Gericke wurde hoch geehrt und zum 4. Bürgermeister ernannt. Dem Feldmarschall Torstensohn überreichte er zum Danke ein kostbares Schreibzeug, das eine vergoldete Simmelskugel trug, die durch ein Uhrwerk sich drehte. Er schreibt selbst, daß es käuflich nicht zu erwerben und wohl 100 Taler wert sei. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß es seiner eigenen geschickten Hand entstammte.

Durch diese Reisen, die er aus eigenen Mitteln bestritt, und während der er seine eigene Hauswirtschaft vernachlässigte, geriet er in tiefe Schulden. Er bat daher den Rat der Stadt um Befreiung von den bürgerlichen Lasten. Doch erst nach langen, unerquicklichen Verhandlungen konnte sich die Stadtverwaltung entschließen, ihm 600 Taler zu versprechen und ihm bis zu deren Zahlungsmöglichkeit wöchentlich 4 Taler ohne Kontributionsabzug ausbezahlen, für die Verdienste, welche er sich „durch seine gehabte langwierige, gefährliche und beschwerliche, jedoch nutzbarliche Reisen und Expeditionen um die Stadt erworben, durch welche sie von der überschweren Garnison befreiet und zu ihrer alten Freiheit, der eigenen Besatzung, wieder gelanget“.

Erst unter diesen Umständen war Gericke bereit, auf die dringlichen Bitten des Rats, die Mission zum Friedenskongreß nach Osnabrück zu übernehmen. Der Magistrat der Stadt fürchtete nämlich, und, wie sich bald herausstellte, mit Recht, daß die vom Kaiser und der schwedischen Krone der Stadt verliehenen Rechte vom Administrator des Erzstiftes Magdeburg, dem Herzog August von Sachsen, angefochten werden könnten. Es handelte sich in der Hauptsache um das Recht der eigenen Besatzung, um die mit teurem Geld erkaufte Erlaubnis der Stadterweiterung und des Ausbaues der Befestigungsanlagen.

Mit welcher Zinsterlist, Bestechlichkeit und Engstirnigkeit Gericke in Osnabrück und in Wien und nach dem Friedensschluß noch in Regensburg zu kämpfen hatte,

wurde bereits eingangs angedeutet. Von seiner diplomatischen Geschicklichkeit hing das Wohl und Wehe der Stadt ab. Mit Bangen folgte man den Verhandlungen und ließ während ihrer Dauer in den Kirchen nach dem allgemeinen Gebet die Fürbitte verlesen: „Eure christliche Liebe wolle in dero andächtiges Gebet ihr auch befohlen sein lassen eine vornehme Regimentsperson, welche in hochangelegenen Stadtsachen abgesandt und verschickt ist, daß der Allerhöchste dieselbe in seinen Schutz nehmen, für Unheil bewahren, zu deren Verrichtung gewünschten Succes verleihen und dann vermeldete Person sampt derselben Gefährten in guter Gesundheit hinwieder anheim verhelfen wolle.“

Gericke reiste in Begleitung seines 18jährigen Sohnes und seines Dieners im eigenen Wagen mit vier eigenen Pferden und hatte zum Schutze sechs Bewaffnete bei sich. Die Wege waren kaum zu befahren, die Pferde litten unsäglich, Quartier und Verpflegung waren teuer und schlecht. Sohn und Diener erkrankten an den Blattern. Gericke selbst litt körperlich und seelisch. Aber am Ende des Kongresses hatte er sein Ziel doch erreicht. Als im Oktober 1648 der Friede unterzeichnet wurde, erhielt die Stadt Magdeburg ihre alten Rechte und Festungsprivilegien, ihre Eigengerichtsbarkeit und Eigenhörigkeit von neuem verbrieft. Gericke wurde hoch geehrt, in den Kirchen fanden Dankgottesdienste statt.

Doch, was Magdeburg in den Händen hielt, war nichts als ein fetzes Papier. Die Erfüllung der Privilegien blieb hinter den schönen Worten weit zurück. Gericke kam nicht zur Ruhe. Wir sehen ihn in den folgenden Jahren rastlos kämpfen für seine geliebte Heimat. Er tut es aus höchstem sittlichen Pflichtgefühl heraus, trotz des Unbanns der eigenen Volksgenossen, deren Dankesbezeugungen sich als rein äußerlicher Natur erwiesen, und trotz der dauernden Verschlechterung seiner Gesundheit. Durch das entbehrungsreiche Leben auf seinen Reisen und durch die dauernden Aufregungen ist er leber- und nierenkrank geworden und befindet sich dauernd in ärztlicher Behandlung. Sein liebevolles Verhältnis zu seiner Mutter — seine Frau war 1645 den Strapazen der Kriegszeit erlegen — erhellt in dieser Zeit besonders eine Briefstelle:

„Bitte nurt nichts davon zu sagen, daß es nicht vor meine Mutter kömpt, die würde sich greulich haben, und solches mir zu nichts helfen. Wan ich doch nurt letzte noch bald wegt kommen möchte, ehe es noch ärger wirdt.“

Er reist nochmals nach Osnabrück, von da zum Friedenskonvent nach Nürnberg, der die Osnabrücker Friedensbedingungen durchführen sollte, und wo es „unter den großen Herrn viel Gastierens gibt, daß hindert auch wiederum viell in den Expeditionen“. Von da reist er nach Wien, größtenteils auf dem Wasserwege, da in Passau und längs der Donau die Pest ausgebrochen war. Er erreichte eine Audienz beim Kaiser und verhandelt mit vielen einflussreichen Persönlichkeiten des Hofes. Während des fast zweijährigen Aufenthaltes wendet er seine ganzen geistigen Fähigkeiten, seine diplomatischen Künste und seine hohe Beredsamkeit an, läßt es auch an Geschenken nicht fehlen, um seiner

Heimatstadt zu helfen. 460 Folioseiten chiffrierter Briefe beherbergt noch heute das Magdeburgische Archiv aus jener Zeit, die von Gericke aufgesetzt und von seinem Sohne und seinem Diener ins Reine übertragen sind. Erst Ende März 1651 kehrte er wieder heim, unverrichteter Dinge, nachdem er auf der beschwerlichen winterlichen Rückreise in Leipzig einen Monat krank gelegen hatte.

Im Mai 1652 heiratete der jetzt 50jährige Gericke zum zweiten Male. Aus dieser Ehe mit der Tochter Dorothea des Bürgermeisters Lentke gingen keine Kinder hervor. In den folgenden Jahren macht Gericke als regierender Bürgermeister von Magdeburg alle erdenklichen Anstrengungen, um das seiner Vaterstadt versprochene und verbrieftete Recht durchzusetzen. Er reist nach Prag, wohin der Kaiser zeitweilig seine Hofhaltung verlegt hatte, und zum Reichstag nach Regensburg, auf dessen Entscheidung man ihn vertröstet hatte. Nach einer neuen Audienz beim Kaiser erreicht er endlich am letzten Tag des Reichstages eine Entscheidung. Sie fällt aber zu Ungunsten Magdeburgs aus. Trotz dieses Fehlschlages läßt sich der unermüdete Mann nicht entmutigen. Die Bemühungen und Verhandlungen ziehen sich hin bis zum Jahre 1659, in dem Gericke nochmals 7 Monate in Wien verweilte, um vom neuen Kaiser, Leopold I., die Bestätigung der Privilegien zu erlangen. Auch das war vergebens. Dabei wurden die diplomatischen Fähigkeiten und wissenschaftlichen Erfolge Gerickes von allen Seiten und auch vom Kaiser anerkannt, der ihn aus eigenem Antrieb 1666 in den Adelsstand erhob. In diesem Jahre vollzog sich aber auch das Geschick Magdeburgs. Der Kurfürst von Brandenburg, dem schon 1650 das ganze Erzstift gehuldigt hatte, zog mit großem Heere vor die widerspenstige Stadt, die immer noch auf die Reichsunmittelbarkeit hoffte, und forderte die Zulassung. Als Otto von Guericke sah, daß gegen diese Gewalt alle Mittel der Verhandlung umsonst waren, gab er endlich nach, um Schlimmeres zu verhüten. Dabei mußte er wegen der Uneinigkeit der Bevölkerung sogar die Stadtsoldaten unter die Waffen treten lassen.

Aus der innerpolitischen Einstellung dieses einzigartigen Bürgermeisters sei hier noch ein Zug hervorgehoben, der uns Lehrer besonders sympathisch berührt und der ein beredtes Zeugnis seiner zielbewußten Aufbauarbeit nach dem Zusammenbruch jener Zeit gibt: sein entschlossenes und unerbittliches Eintreten für gesunde Schulverhältnisse. Er hat auch in den Jahren bitterster Not nicht vergessen, daß die Mittel, die für die Erziehung und Bildung der Jugend aufgewendet werden, ein Kapital darstellen, das sich reich verzinst, wenn auch diese Zinsen nicht sofort und nicht in harter Münze in die Kassen fließen. Bei der Zerstörung Magdeburgs waren auch alle Dokumente, die sich auf die Einkünfte der Schulen bezogen, verbrannt. Es war aber ein alter Schulküster am Leben geblieben, der nun eidlich vernommen wurde. Auf Grund dieser Aussagen forderte Otto von Guericke von den Innungen und anderen Beitragspflichtigen die jährlichen Gebühren, die sie vor dem Kriege der Schulverwaltung zu entrichten hatten. Auf ihre Weigerung holte er sich Rat bei der juristischen Fakultät der Universität

Jena und strengte gegen die Säumigen einen Prozeß an. Im Urteil wurde die Gewandschneiderinnung zur Zahlung von 100 Talern für die rückliegende Zeit und zu einem jährlichen Beitrag von 40 Gulden verpflichtet. Die Bäcker- und Brauerinnung, die den Prozeß auch in zweiter Instanz verloren hatte, wandte sich an das Hofgericht in Wien, bei dem sie aber mit ihrer Weigerung auch keinen Erfolg erzielte. Im Vergleichswege zahlte sie daher 280 Taler für die Rückstände und einen laufenden Beitrag von 30 Gulden. Nach dieser Entscheidung kamen auch die übrigen Innungen und die Kirchenbehörden ihren Verpflichtungen gegenüber der Schule nach, so daß Guericke der Schule eine jährliche Einnahme von 200 Talern sichern konnte.

Es ist unerfindlich, wie dieser Mann, der mitten im politischen Leben einer tiefbewegten Zeit stand, und der sich für das Wohl seiner Heimat in einem Maße opferte, das ihn körperlich und seelisch stark in Mitleidenschaft zog, noch Zeit fand, sich wissenschaftlich in ganz hervorragender Weise zu betätigen.

Wenn auch schon aus dem Jahre 1632 Anzeichen dafür vorliegen, daß Otto von Guericke auf physikalischen Gebiete selbständig arbeitete, so haben doch erst seine vielen diplomatischen Reisen und Verhandlungen, die ihn nach Dresden und Leipzig, nach Osnabrück, Wien und Prag führten, ihm den eigentlichen Antrieb zu seinen wissenschaftlichen Forschungen gegeben. Hier spürte er wieder die frische Luft der Universität, hier traf er zusammen mit den aufgeklärten Geistern seiner Zeit und tauschte mit ihnen seine Meinung aus. Es war die Zeit des Aufbruchs der physikalischen Forschung. In England war von William Gilbert (1540 bis 1603), dem Leibarzt der Königin Elizabeth, ein bedeutendes Werk über den Magnetismus erschienen. In Deutschland hatte Johannes Kepler (1571—1630) die bekannten Gesetze über die Planetenbewegung aufgestellt und das nach Newton benannte Massenanziehungsgesetz als erster ausgesprochen. In Italien gab Galilei (1564—1642) seine Entdeckungen der Jupitermonde mit dem von ihm erbauten Fernrohr bekannt und zeigte die experimentelle Ableitung der Fallgesetze. Und in Holland leitete der Franzose Descartes (1596—1650) die optischen Brechungsgesetze ab, gab die erste Anregung zu einer Wellentheorie des Lichtes und schrieb sein die Welt aufrüttelndes: „Ich denke, also bin ich!“ Es war die Zeit, in der das Denken vor den Glauben gesetzt wurde, in der über die philosophische Naturbetrachtung des Aristoteles und der Scholastik sich die auf Beobachtung gegründete Naturwissenschaft emporrang.

Nach Aristoteles gab es keinen Raum ohne Körper, wie es keine Grenze ohne Land gibt. Denn der Raum war die Grenze der Körper. Die Zeit war unbegrenzt, der Raum begrenzt. Ein leerer Raum war undenkbar, weil da, wo ein Körper im Raum verschwindet, die Grenzen zusammenfallen. Die Natur will nach Aristoteles keinen leeren Raum, sie zeigt den horror vacui, den Abscheu vor dem leeren Raum. Die Scholastiker sagten: Gott will keinen leeren Raum. Die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines leeren Raumes war ein Hauptthema in der Unterhaltung der Gebildeten jener Zeit. Sie war gleichsam die entscheidende Frage des Seins und der Existenz

Gottes. Und solche Fragen bewegten Otto von Guericke zutiefst. Hier setzten seine Untersuchungen ein. Aber er war ein Mensch der Tat, des wohlüberlegten, besonnenen Handelns. Wie ein Mahnmal für sein ganzes Leben stand vor seinem Geiste die Gestalt jenes ewig überlegenden und ewig redenden Obersten Falkenberg, der ihn, seine Familie und seine ganze Vaterstadt in namenloses Unglück gebracht hatte. Doch in ihm, dem Tatmenschen, war ein Funke jener leuchtenden Erkenntnis: „Ich denke, also bin ich!“

Wenn es einen Abscheu vor dem leeren Raum gibt, so war die Überlegung des großen Magdeburgers, so ist doch die Möglichkeit dessen, vor dem der Abscheu besteht, vorhanden. Es ist also ein leerer Raum doch möglich. Guericke geht der Sache auf den Grund. Er greift zur Tat, zur Beobachtung, zum Experiment. Er läßt ein Holzfaß, das mit Wasser gefüllt ist, auspumpen. Die Arbeit ist schwer, und eher reißt die Pumpe ab, als daß das Wasser aus dem verschlossenen Faße weicht. Doch endlich gelingt es. Aber unter einem Geräusch, als ob das Wasser koche, dringt Luft durch die Fugen und Poren des Holzes. Das mit Wasser gefüllte und wohlverschlossene Faß wird nun in ein Wasserbad gesetzt, und wieder wird unter großer Mühe das Wasser aus dem Faße gepumpt. Nach tagelangem Warten zeigt sich jedoch, daß nun das Faß mit dem Wasser des Wasserbades gefüllt ist. Horror vacui! Gott will keinen leeren Raum! Guericke aber überlegt! Das Holz ist porös. Auch das Wasser ist durch die Poren des Holzes eingedrungen. Er läßt zwei kupferne Halbkugeln anfertigen, die luftdicht aufeinander gesetzt werden, und aus denen nun die Luft unter großer Kraftanstrengung ausgepumpt wird. Die Arbeit geht erst gut vonstatten, aber dann geschieht das fürchterliche. Unter betäubendem Knall stürzt die Kupferkugel in sich zusammen, so wie man ein Handtuch zerknüllt. Der Schrecken ist groß. Gott hat gesprochen, er will keinen leeren Raum. Aber Guericke denkt: Die Halbkugeln waren Pfschwerk! Auf diese Handwerker ist kein Verlaß. Die Kugel war nicht vollkommen rund, drum konnte sie vom äußeren Luftdruck zusammengedrückt werden. Er ließ vollkommenerer Halbkugeln aus Kupfer herstellen. Und siehe da, der Versuch gelang. Nun konnte mit außerordentlicher Anstrengung die Luft ausgepumpt werden, und die Kugel hielt stand. Als aber der Pumpenhahn geöffnet wurde, brauste die Luft mit solcher Gewalt in die Hohlkugel, als wollte sie die danebenstehenden Personen mitreißen. Guericke hatte den leeren Raum geschaffen, er hatte durch den Versuch gezeigt, daß es keinen horror vacui gab. Hatte er Gott versucht? — Nein, im Gegenteil. Im Nachdenken über die göttliche Allmacht hat er die Luftpumpe, hat er die Grundlage der Kraftmaschinen, hat er die Voraussetzung für unsere modernen Lichtquellen, für Röntgenstrahlen, für die Elektronenröhre, die drahtlose Telephonie und Bildübertragung, den Ausgangspunkt unseres modernen Kulturlebens geschaffen. Und wenn wir auch noch so hoch denken über diese Tat als Quelle all der Erregenschaften, ohne die heute kein Arbeiter des Geistes, kein Politiker und Künstler mit den Ergebnissen seines Denkens und Schaffens die Menschheit beeinflussen kann, viel größer noch ist die Kühnheit der Tat dieses

Mannes an sich. Er hat sich selbst in die Schanze geschlagen. Was wäre gewesen, wenn Gott das Vacuum nicht zugegeben und ihn beim Versuch vernichtet hätte? Er ist mit Gleichmut und ohne Rücksicht auf sich selbst den Weg gegangen, den er sich vorgezeichnet hatte, und das stempelt ihn zu einem großen Menschen, zu einem Mann außergewöhnlichen Ausmaßes. So faßt auch der Hamburger Physiker und Historiker Dr. Schimank seine Tat auf, wenn er schreibt: „Er wagte, was vor ihm noch niemand gewagt hatte, dem irdischen Versuch die Entscheidung der astro-physikalischen Fragen zuzuweisen. Das ist die kühnste Idee, die je ein Ingenieur gehabt hat, vielleicht konnte nur ein Ingenieur sie damals haben... Jetzt sollte der Versuch, sollte die unumstößliche Erfahrung zu einer noch tieferen Erkenntnis vom Wesen des Alls und seiner Kräfte führen. Dies ist der wahre Impuls, der Guericke ebenso zu seinem Versuch über den leeren Raum, wie zu seinen Versuchen an der elektrifizierten Schwefelkugel angetrieben hat...“

Guericke verbesserte seine Versuchsanordnungen. Er konstruierte eine leistungsfähigere und leicht transportable Pumpe. Er wandelte seine Versuche nach den verschiedensten Richtungen ab, läßt durch das Vacuum schwere Gewichte heben und eine Schar starker Männer umwerfen. Er untersucht das Verhalten von Licht, Schall und von Lebewesen im Vacuum. Er beobachtet, wie durch den einseitigen Luftdruck eine Wasser säule gehoben wird und schuf so ein Wasserbarometer an seiner Hauswand. Ein aus Holz geschnitztes, auf der Wasseroberfläche schwimmendes Männchen zeigte den Barometerstand an, so daß er Wettervorausagen machen konnte. Er berechnete den Luftdruck als das Gewicht einer Wasser säule von 20 Magdeburgischen Ellen. Er findet, daß die Höhe der Atmosphäre gering sein müsse gegenüber der Entfernung der Gestirne. An seine luftleer gepumpten kupfernen Halbkugeln läßt er 16, ja 24 Pferde spannen, sie konnten die Halbkugeln nicht auseinanderreißen. Wohl aber ließen sich die Teile leicht trennen nach dem Zutritt von Luft. Und Guericke sprach nach all dem die Erkenntnis aus, daß Raum und Körper etwas durchaus verschiedenes, und daß der Abscheu vor dem leeren Raum und der Luftdruck identisch sind.

Seine Versuchsanordnungen nahm er auf seine diplomatischen Reisen mit und führte seine aufsehenerregenden Versuche nach dem Reichstage in Regensburg 1654 dem Kaiser und einer großen Zahl von Fürsten und Diplomaten vor. Das Staunen über diese unerhörten Erscheinungen war bei allen Anwesenden groß, und Guericke fand hohe Anerkennung. Mehr als ein verblüffendes Schauspiel waren diese Darbietungen aber wohl nur dem Kreise von Forschern, die sie in ihrer ganzen Tiefe und weittragenden Bedeutung erkannten. Die außerordentliche Beachtung, die man Guericke's Untersuchungen in der gelehrten Welt zollte, spiegelt sich am deutlichsten wider in dem überschwenglichen Bericht, den der Professor der Mathematik an der Universität Würzburg, der Jesuitenpater Kaspar Schott, über diese Versuche schrieb: „Ich trage keine Bedenken, es offen zu gestehen, daß ich etwas Bewunderungswürdigeres in dieser Art weder jemals gesehen noch gehört, gelesen oder mit dem Geiste

aufgefaßt habe. Auch glaube ich nicht, daß die Sonne seit Erschaffung der Welt etwas ähnliches, geschweige Wundervolleres beschienen habe. Dies ist auch die Meinung der großen Fürsten und der gelehrten Männer, welche ich damit bekannt gemacht habe.“

Für Otto von Guericke, den innerlich und tief religiös veranlagten Menschen, waren die aus seinen Versuchen sich ergebenden Tatsachen tiefe göttliche Offenbarungen. Aus dem Suchen nach Klarheit, nach letzter Erkenntnis geboren, enthüllten sich ihm durch die Gewißheit von der Existenz des leeren Raumes, des Nichts, in dem sich die Welten bewegen, ungeahnte Einblicke in das göttliche Walten. Der Bürgermeister und Ingenieur von Magdeburg wird zum Dichter, wenn er in tiefer Ergriffenheit über diesen Ausblick schreibt: „Es ist also alles, was ist, im Nichts, und so Gott das Gefüge der Welt wieder zu Nichts zurückschüfe, nichts bliebe an seiner Statt als das Nichts, so wie es war vor Anfang der Welt. Alles schließt es ein, das Nichts! Köstlicher ist es als Gold. Fremd ist dessen Werden und Vergehen. Es ist erquickender als der Anblick des Lichts, edler als der Könige Blut, dem Himmel gleich, höher als alle Gestirne, gewaltiger als der Strahl des Blitzes, vollendet und durchaus beglückend...“

Guericke hatte nicht die Absicht, seine Erfindungen und Entdeckungen zu veröffentlichen. Erst der Streit der Meinungen, der sich in den folgenden Jahren darüber erhob, ließ ihn zur Feder greifen. Im März 1663 beendete er sein bedeutendes Werk „De vacuo spatio“, das aus sieben Büchern besteht. Aber erst 1672 erschien es in Amsterdam. Krankheit und die Schwierigkeiten, einen Verleger zu finden, verzögerten die Herausgabe. Ein kleines Honorar als Entschädigung für seine Unkosten wurde ihm nicht gewährt. Nur mit Mühe erreichte er die Überlassung einiger Freie exemplare. Lange vorher aber hatte die Welt von seinen Entdeckungen bereits Kenntnis erhalten durch die Schriften des Würzburger Mathematikers Kaspar Schott, der als Freund und begeisterter Verehrer Guericke's seine Luftpumpe und die damit angestellten Versuche ausführlich beschrieben hatte.

Seinen Lebensabend widmete der immer noch amtierende Bürgermeister von Magdeburg elektrischen Untersuchungen. Ihn regte das 1600 erschienene Werk William Gilberts „De Magnete“ mächtig an. Die Bedeutung des Gilbert'schen Werkes liegt hauptsächlich auf magnetischem Gebiete. Aus der Elektrizität zählt er lediglich einige elektrostatistische Grundererscheinungen auf und setzt sie in Vergleich zu entsprechenden magnetischen Erscheinungen. Guericke aber trieb auch hier mit geschickter Hand und scharfer Beobachtung die Erkenntnis ein gut Stück weiter. Er baute die erste, wenn auch recht primitive Elektrifiziermaschine, indem er in einem fugeligen Glaskolben Schwefelstücke zu einer Kugel schmolz, das Glas zerbrach und die Schwefelkugel mit einer eisernen Drehachse durchbohrte. Die in einem Gestell sich drehende Kugel wurde durch Anlegen der Hand gerieben. Mit dieser einfachen Einrichtung konnte Guericke eine Reihe wichtiger elektrischer Entdeckungen machen, mit denen er seiner Zeit so bis 100 Jahre vorauseilte. Er fand die Leitungs fähigkeit der Elektrizität, die elektrische In-

fluenz und die Spitzenwirkung. Er stellte die entladende Wirkung von Flammen fest und entdeckte die elektrische Abstoßung. Auch hörte er das Knistern elektrischer Entladungen und sah im Dunkeln einen Lichtschein von der geriebenen Schwefelkugel ausgehen. Seine Entdeckungen berichtete er dem Philosophen Leibniz, mit dem er im Briefwechsel stand, und der sich eine solche Schwefelkugel von ihm erbat. Und Leibniz sah des Nachts in seinem Frankfurter Heim zum ersten Male den von Menschenhand künstlich erzeugten elektrischen Funken. Er schrieb über diese Erscheinung an Guericke. Aber der alternde Meister, der sich dem Ende seines reichen Lebens näherte, konnte diesen leuchtenden Funken seiner Maschine, der die ganze Welt erhellen und der Kultur der Menschheit ein eigenes Gepräge geben sollte, nicht mehr erkennen. Seine letzten Lebensjahre wurden etwas beschattet durch das nicht erfreuliche Verhältnis zum Räte der Stadt. Eine junge Generation konnte seine früheren Verdienste um seine Vaterstadt nicht mehr gebührend würdigen. Sie zwang den alternden Mann, seine Dienstgeschäfte weiterzuführen, obwohl er sich in diesen Jahren gerne Ruhe gegönnt hätte. Auch suchte man ihm die früher auf Lebenszeit zugesicherten Vorrechte streitig zu machen. Als zudem im Jahre 1680 die Pest in Magdeburg ausbrach, siedelte Otto von Guericke nach Hamburg über und lebte bei seinem Sohne, der dort als Kurfürstlich-brandenburgischer Resident des niederländischen Kreises wirkte. Dort lebte der Greis noch fünf Jahre. Am 11. Mai 1686 schloß er die Augen für immer.

Otto von Guericke ist 84 Jahre alt geworden. Die Stadt Hamburg beerdigte ihn mit großem Gepränge und setzte die sterblichen Reste in der St. Nikolai-Kirche bei. Die Stadt Magdeburg aber holte ihren großen Sohn heim und überführte ihn mit großen Feierlichkeiten in die Familiengruft in der Kirche des Nikolai-Stiftes. Als 1806 die Franzosen Magdeburg besetzten, wurde aus der Kirche ein Lazarett. Die Gräber wurden ausgehoben und die Gebeine auf den Anger vor der Stadt geworfen.

So sind Guericke's Überreste in das Nichts zurückgekehrt, das er so hoch gepriesen hat, und nach dem er sich so sehr sehnte.

Wir aber verehren in Otto von Guericke eine der bedeutendsten Erscheinungen des 17. Jahrhunderts. Er war ein deutscher Mann, der mit Stolz und Treue an Blut und Boden hing, ein Sproß eines alten deutschen Geschlechtes, der sein Leben und Sinnen in beispielloser Weise einsetzte für seine Heimat. Wir erkennen in ihm den ersten deutschen Physiker, der deutlich durch die Tat zu erkennen gab, daß das Experiment die einzige Art ist, die Natur zu befragen. „Die Redekunst, die Eleganz der Worte sowie die Gewandtheit im Disputieren gelten nichts auf dem Gebiete der Naturwissenschaften!“

Er hat zutiefst empfunden, daß das Göttliche im Menschen sich nicht nur im Gemüt, sondern auch im Verstande offenbart, und hat diese Erkenntnis an seinem Lebensabend in die wunderbaren Worte gelei det:

„Wenn wir nachts bei heiterem Himmel, wenn die Winde nur noch atmen und ein Regen gefallen ist, die unermessliche Weite des Himmels mit unzähligen Feldzeichen und mit den Fahnen des himmlischen Heeres ganz erfüllt sehen und sie selbst und ihre Heerscharen zugleich betrachten mit den Augen des Leibes und des Geistes, dann schauen wir nichts anderes als den unsichtbaren Herrn Jehaoth, lichtumflossen und in der Zier seines diamantgeschmückten Mantels.“

#### Literaturangabe:

Otto von Guericke, Neue Magdeburgische Versuche über den leeren Raum.

J. W. Hoffmann, Otto von Guericke, Ein Lebensbild aus der Geschichte des 17. Jahrhunderts.

E. Zoppe, Otto von Guericke.

Fr. Schiller, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.

A. Rißner, Deutsche Physiker und Chemiker.

W. Kiaulehn, Die eisernen Engel.

## Hans Martin Grüninger Schwarzwälder.

Al jedem Berg en Hof;  
En Dur drin, wie en Grof.  
Do kennt mer kein Baron;  
De Dur isch selber „von  
Und zue“ so wit er gschaut.  
Mit eigne Hände baut

Er alles, was si ghört.  
Er häts vom Vater glehrt,  
Zeigts so sim eigne Hoh  
Und de gits witer no.  
So würd de Hof vererbt,  
Und's Geschlecht bleibt uwerderbt.

Aus „Us em Oberland“, Verlag Badenia A.-G., Karlsruhe.

Das dichterische Lebenswerk Hermann Stehrs begreift einen Reichtum an abgründiger Erfahrung, an Liebe, Glauben, sinnlicher und übersinnlicher Lebenspiegelung und ursprünglicher Lebenskraft in sich, der in einer kurzen Abhandlung immer nur angedeutet werden kann. Das, was den hohen Rang und die Einzigartigkeit dieses Werks ausmacht, ist einmal die Monumentalität, mit der es aus seiner Zeit, die darin zutiefst erlitten und überwunden wurde, emporragt, und zum andern die vollendete Einigung von Dichter- und Denkertum, die Verbindung von Natur-, Welt- und Seelenfrömmigkeit, die das mystische Erzählertum Stehrs ausmacht. Eine ständig und stark flutende Wechselbeziehung zwischen der Einkehr ins Innere und der Entrückung in unbekannte, göttliche Fernen bewegt und erschüttert seine Menschen, die nichtsdestoweniger leib- und sinnhaft mitten im alltäglichen Leben stehen. In dieser Erschütterung empfangen sie ihr Schicksal, mit ihr tragen und verwandeln sie es in fruchtbare Wesenserneuerung, auch wenn sie zuletzt von seiner stürmischen Gewalt dahingerafft werden.

Solcher unabwendliche Untergang von Menschen kennzeichnet vielfach die frühen Erzählungen Hermann Stehrs („Auf Leben und Tod“, „Der begrabene Gott“), in denen sich — in überpersönlicher Gestaltung — sein eigener notvoller Lebenskampf spiegelt. Die düstere, schaurige Welt schuldhafter oder schuldloser Schicksalsverstrickung, die Einsamkeit des gott- und weltverlassenen Menschen, Macht und Geheimnis des Todes bestimmen ihren Inhalt. Bis an die Grenze der Lebensbejahung geht der Dichter hier zuweilen, aber gerade an dieser Grenze gehen ihm die tiefsten Quellen des Lebens auf, ganz von selbst entdeckt durch die Wunschelrute der Dichtung, die als solche den hohen metaphysischen Sinn im unentwirrbaren irdischen Geschehen offenbart. Von nun an schwingen seine Dichtungen weiter aus, aus bitterstem Kern ist ihm die herbe Süße des Lebens aufgegangen, und über aller Unerbittlichkeit des einzelnen Werdens und Vergehens läuten weithin die unbegreiflich mächtigen und erlösenden Glocken des Lebens schlechthin.

Hermann Stehr ist in der großartigen Eigenheit seiner Kunst und ihrer oben angedeuteten Entwicklung ein so zutiefst deutscher Dichter, wie etwa Dostojewsky ein russischer und Gamsun ein nordischer Epiker ist. Das bedeutet indes nicht, wie man gelegentlich behaupten hört, daß seine Kunst dem Nichtdeutschen nicht nahezubringen sei. Die Skandinavier haben sich lange für sie erwärmt (selbst Gamsun hat bekanntlich seine Ehrerbietung vor Stehr bekundet), und neuerdings beginnen auch die Engländer Stehrs Werke zu übersetzen. Stehrs Dichtung ist in ihrer Art gewiß schwer, ungefüß, aus zähem, rauhem Stoff, und ihr Rührendes, Anmutiges, Bezauberndes liegt tief innen verborgen. Insofern fällt es schon dem deutschen Leser nicht leicht, in ihre spröde, zunächst allzu wuchtig und bedrückend scheinende Welt einzudringen. Ist er aber

einmal in sie vorgedrungen, so erlebt er um so stärker die Werte der Phantasie, des Gemüts und nicht zuletzt einer trotzigigen Lebensheiterkeit, die als reine und helle Blüten überall aus dem dunklen Boden des gründlichen Lebensernstes dieses Dichters aufsprießen. So kann aber auch der Nichtdeutsche diesem Werk nahekommen. Im Grund wird es für ihn nicht schwieriger sein, in die Welt von Hermann Stehrs Dichtung einzudringen, als mit deutschem Wesen überhaupt sich vertraut zu machen. Eher ein wenig leichter, so viel leichter, als die Erkenntnis der arteigenen Kunst die Völker unmittelbarer zueinander führt als der mitunter trügerische Schein anderer Wesensäußerungen.

Denn wenn Stehr auch ein mystischer Dichter ist, für den die „vollkommene Rätselhaftigkeit des Lebens und der Seele des Menschen“ feststeht und der seine Erzählungen im Schauer oder in der Seligkeit überwirklicher Schicksalsgebundenheit beginnen und enden läßt und auch in ihrem Verlauf immer wieder daran erinnert, so bleibt er doch als Erzähler stets auch Realist. Seine Handlungen sind als solche fest umgrenzt, begeben sich in greifbarer irdischer Klarheit und Anschaulichkeit. Ihre Verankerung im Übersinnlichen ist nur die notwendige Voraussetzung, die schicksalhafte Begründung ihres Ablaufs auf der Erde. Dieser aber stellt gestalthaftes und echtes deutsches Leben im durchaus wirklichen Raum deutscher Stadt- und Landschaft dar: Lebensschicksale harmonischer und tragischer Art, wie sie den epischen Dichter immer wieder bewegen. In ihnen allen wird ein Stück eigentümlich deutschen Schicksals sichtbar. Es ist deutsch nicht nur durch die unverwechselbare Eigenart der Motive und der Seelenschau, sondern auch durch die überlegen magische Art der Gestaltung. Aus Stehrs Dichtung läßt sich darum deutsche Art und Seele so umfassend, rein und bis in den innersten Kern begreifen wie kaum anderswo in der deutschen Dichtung der Gegenwart.

Bevor wir auf diese epische Darstellung des deutschen Lebens und Wesens näher eingehen, wollen wir kurz diejenigen ihrer Voraussetzungen betrachten, die sich aus dem Werden und Leben des Dichters ergeben. Stehr ist beheimatet im schlesischen Bergland, dem schicksalreichen deutschen Grenzland im Südosten. Deutscher Bruderzwist hat um dieses Land geblutet, es stand zudem immer auf hartem Posten im Kampf um seinen deutschen Charakter gegen vordringende östliche Völker. Dieses Land hat nicht nur im 16. und 17. Jahrhundert zwei so eigenartige späte Mystiker wie den elementar-gottseligen Schuster Jakob Böhme und den „Cherubinischen Wandersmann“ Angelus Silesius, sondern auch einige weniger bekannte religiöse Künstler und Künstler hervorgebracht. Es ist also eine ausgeprägte stammeseigene Überlieferung, die Hermann Stehr fortsetzt und in seiner Art von neuem vollendet.

Er wurde geboren am 16. Februar 1864 zu Zabelschwerdt. Schon als junger Volksschullehrer stand er, wenn auch im engen Bereich seiner Tätigkeit und

seiner behördlichen und privaten Widersacher, mitten in den geistigen Kämpfen und Bewegungen seiner Zeit, einer Zeit des Aufbruchs aus erstarrten Formen zu noch unbekanntem Zielen. „Jugendliche Zweifel an den Glaubenssätzen der katholischen Kirche“, in der er aufgezogen war, stellten sich ein und beschworen heftige Konflikte mit seiner gesamten Umwelt herauf; sie brachten ihm Verkehrung, Strafversetzung, hartnäckige Nachstellungen engstirniger Eiferer, die er nur darum ungebrochen überstand, weil schon ein größerer Glaube hinter ihm stand, über den zeitbedingten Radikalismus hinaus, den er vertrat. „Ich war in jener Zeit überzeugter Darwinianer, heftiger Gegner des Offenbarungsglaubens, richtete meine Widersacherschaft gegen alle politische Bevormundung durch staatliche Behörden und trat für die reine Staatschule und ihre Trennung von der Kirche ein. Es galt für mich, ein neues, hohes, selbstverantwortliches Menschentum heraufzuführen zu helfen.“ Dabei beschlich ihn freilich schon „die leise Ahnung, die Ideen, für die ich mich kämpfend einsetzte, seien nur Kulissen, die einmal verschwinden würden, unvollkommene Symptome einer noch zu erringenden tieferen Wahrheit“.

Diese tiefere Wahrheit offenbarte sich ihm nach jahrelangen äußeren und inneren Auseinandersetzungen, die er später in dem Roman „Drei Nächte“ mit wuchtigem, erschütterndem Realismus und zugleich schon mit überlegener Symbolkraft darstellte, durch seine Dichtung. Stehr begann mit 19 Jahren Gedichte zu schreiben, die ersten ausgereiften Erzählungen gelangen jedoch erst dem Zweiunddreißigjährigen. Es besagt nicht viel, daß in jener Zeit, um die Jahrhundertwende, gewisse Symptome seiner Kunst auf einen Einfluß des Naturalismus hindeuteten: Stehr ist niemals Naturalist im Sinne Gerhart Hauptmanns und Arno Holz' gewesen: nie hat er Schärfe der sinnlichen Beobachtung um ihrer selbst willen oder zum Zwecke oberflächlicher Zeitkritik angewandt — immer diente die nachdrückliche Zeichnung der äußeren Umstände oder des Gehabens seiner Gestalten der Erfassung oder Andeutung ihres Innern, ihres rätselhaften Wesens und Geschicks.

In diesen ersten Erzählungen („Auf Leben und Tod“, „Der Schindelmacher“, „Leonore Griebel“, „Der begrabene Gott“ und „Drei Nächte“) — hierhin gehört auch das einzige Drama Stehrs: „Meta Konegen“ — wurden seine eigenen Daseins- und Weltanschauungskämpfe mehr und mehr in das Innere des Menschen verlegt und ungeahnt fruchtbar. Zuerst stellte Stehr noch die Menschen im bitteren Kampfe gegen die Außenwelt um das Recht ihrer freien Individualität dar. Dann „jagte ich nach der geheimnisvollsten Lebensgestalt unter den Menschen, nach allen Regungen meines Innern“. Er vergrub sich in die Psychologie und suchte vergebens mit ihrer Hilfe dem hohen Wunder der menschlichen Seele, das ihm immer als letztes leuchtendes Ziel seiner Erzählkunst vorschwebte, beizukommen. Endlich drang er von den äußeren Zeichen der menschlichen Seelenkämpfe (und ihrer psychologischen Zergliederung) unmittelbar in ihr Inneres vor, wo sich diese Kämpfe in naturnotwendiger Härte und Unverbrämtheit abspielen („Jeder Mensch ist Hirt und Kuhherde auf einmal“, heißt es im „Heiligen-

hof“). Diese Abkehr von der Psychologie und die Hinwendung zur unmittelbaren Anschauung der Spannungen in der menschlichen Seele, einer Anschauung, die jede „Nabelschau“ überwunden hat, vollzog sich radikal, wie eine Genesung. Bleibt der Mensch doch unerklärlich krank, solange er sein Denken denkt und sein Fühlen fühlt, und erst „das Denken ohne Bewußtsein erlebt die Bewegungen des Weltalls, und das Gefühl, das sich nicht kennt, die Empfindungen Gottes“.

Mit dieser Wendung beginnt die Zeit der großen reifen epischen Dichtungen Stehrs. Dazu gehören in erster Linie „Der Heiligenhof“, dessen Abgeklärtheit gewissermaßen in „Drei Nächte“ erkämpft wurde (der Kämpfer Faber in diesem Roman kehrt in jenem gleichsam als Erlöser wieder), und dessen inhaltlich paralleles Widerpiel der tragische Roman „Peter Brindeisener“ darstellt; ferner eine Reihe Novellen („Das Abendrot“, „Meister Cajetan“ u. a.), „Mythen und Mären“, zu denen auch „Der Geigenmacher“ gehört, „Das Lebensbuch“ (Gedichte) und schließlich das zugleich leidenschafts- und weisheitsvolle Alterswerk Stehrs, das Maechler-Epos „Nathanael Maechler“ und „Die Nachkommen“. Stehrs Ringen als Mensch und als Dichter blieb bis ins letzte Jahrzehnt über die Massen schwer. Seine tapfere Frau Hedwig stand ihm dabei als einzige immer zur Seite. Besonders hart traf ihn 1915 der Geldtod eines seiner Söhne; einige seiner ergreifendsten Gedichte, die „Totenlieder“, Flagen um sein Schicksal und versöhnten sich mit ihm. Ein unbegreiflich widriges Geschick waltete auch über den Buchausgaben von Stehrs Dichtungen: sie wechselten lange Zeit von einem Verleger zum andern, bis endlich der Paul-List-Verlag, Leipzig, sich ihrer annahm und 1934 zum 70. Geburtstag des Dichters die erste würdige Gesamtausgabe der Werke herausbrachte. Erst im letzten Jahrzehnt fand Stehr nach und nach die Aufmerksamkeit und Liebe weiterer Volkskreise, nachdem er einige Literaturpreise (darunter den Goethe-Preis) erhalten und die bedeutendsten Dichter und Denker der Zeit seit langem für ihn gezeugt hatten.

Die irrationalen Wesenszüge des deutschen Menschen und des Menschen überhaupt hat Hermann Stehr wie kaum ein anderer ergründet und gestaltet. In allen seinen Gestalten wird das Menschsein als Ganzes durchleuchtet und mit seinem Leid und Glück, seinem Mißlingen und seiner Verheißung, seinem Guten und Bösen, seinem innerlichen Absterben und Neugeborenwerden in besonderer Weise ausgeprägt. Darüber hinaus kündigt der Dichter unwidersprechlich den verpflichtenden Glauben an die göttliche Bezogenheit des Menschen. „Denn des Gottes sind die Glocken, und der Mensch ist das Geläut.“ Eben deshalb ist des Menschen Leid immer auch Gottes Leid, des Menschen Tragödie, die Hermann Stehr nach langen Jahrzehnten einer in Kleinlichem Glück und Leid sich verzettelnden Dichtung dem Prosa-Epos erst wieder erobert hat, nicht die Auswirkung eines blind waltenden Fatums, welche Mitleid heißt, sondern die unbegreifliche, aber sinnvoll kämpferische Entfaltung des Göttlichen in uns. „Ob uns das Schicksal Maß genommen hat zu einem neuen Krönungskleide oder zu einem Sarg, kommt auf niemand an als auf uns selbst.“

Den Menschen in seiner elementaren und sinnbildlichen

Menschheitlichkeit und in seiner göttlichen Bezogenheit darzustellen, konnte dem Dichter notwendig nur am deutschen Bauern oder Handwerker gelingen, der in seiner Landschaft oder Kleinstadt verwurzelt ist. Die meisten seiner Handlungen spielen demgemäß im Dorf, im Wald, in der Kleinstadt, vor allem seiner schlesischen Heimat, aber auch des nordwestlichen Deutschlands, aus dem die Mutter des Dichters stammt. So spielt der „Meister Cajetan“ in und um Münster und „Der Heiligenhof“ auf der westfälischen Seite des Niederrheins. „Der Heiligenhof“ ist und bleibt Stehrs gewaltigstes Werk. Alle Gegenwartigkeit wird in ihm zum Mythos. Namentlich auch der landschaftliche Hintergrund. So mutet schon der Beginn wie der einer uralten Sage an: „Das westfälische Münsterland wirft gegen den Rhein hin eine Woge niedriger Hügel auf. Es sieht aus, als hätte sich vor unendlich langen Zeiten aus der weiten Fruchtebene eine weitzerstreute Herde riesenhafter Kinder aufgemacht, um zur Tränke an den Fluß zu wandern. Aber unterwegs, so nahe am Ziel, wurde die unabsehbare Schar von der Weltallmüdigkeit überfallen. Sie legten sich nieder, eigentlich nur, um ein wenig zu rasten. Allein ihr Schlaf ging unmerklich in die große Erdenruhe über . . . Die Köpfe der Urweltskühe sanken in den Boden, ihre weitausladenden Hörner vermorsteten, und nur ihre unförmigen Leiber ragen noch als Hügel aus dem ebenen Lande. Ihr Fleisch ist zu Erde geworden, ihre Gerippe versteinerten. Gras wuchs auf ihnen, kleine Wälder trieben ihr Wurzelwerk in sie, und endlich kamen die Menschen und siedelten sich auf ihnen an.“

Dieser große Roman „Der Heiligenhof“ ist am ehesten vielleicht einem alten, dichten Hochwald vergleichbar. Seine dunkel bewegte Wand wird den Leser zunächst erschrecken und dann langsam in Bann ziehen, die Geheimnisse, die ihn erfüllen müssen, werden ihn anlocken und andächtig stimmen. In dieser Andacht wird er selbstverloren eintreten in den Wald. Und wenn dann zunächst auch Finsternis ihn umgeben mag und undeutbare Stimmen dunkel ihn umraunen, so wird sich allmählich doch Dämmerung erheben, Wege werden erkennbar werden, aus Gestrüpp und Lichtungen werden fest umrissene Gestalten aufstehen und ihn das Wunder gewachsener Form erleben lassen. Der Dichter deutet in dieser gewaltigen Erzählung den überaus schweren Weg, auf dem ein Mensch ins Wesentliche hineinwächst. Dieser Mensch, der Heiligenhof-Bauer Sintlinger, steht in einer ebenso ausgeprägten wie gespannten Dorfgemeinschaft und lebt in der Ehe mit einer still duldbaren und helfenden Frau, die ihn aber von seiner Unruhe und oft unbeherrschten Leidenschaft nicht zu heilen vermag. Erst sein blindgeborenes Kind, das Heiligenhofsenlein, bewirkt eine tiefgehende Wandlung in ihm; er ist von ihrer „Heiligkeit“ und damit von der Wirklichkeit hoher Seelenkraft überzeugt, er wendet sich gleichsam von sich selbst ab und ganz der Tochter zu. Plötzliche Heilung und tragischer Tod der Tochter lassen dann ihn und seinen Glauben zunächst

zusammenbrechen. Aber die tiefe Tragik ihres Schicksals, deren Sinn der weise Freund Faber ihm deutet, verhilft Sintlinger zuletzt doch zur inneren Erlösung. „Du mußt nun ein zweites Mal und mit eigenen Kräften erwerben, was du durch dein heiliges Kind besessen hast“, sagt ihm der Freund. Denn „wir Menschen, solange wir auf den Strömen dieser tanzenden Erde fahren, müssen mit immer reinerem Geist und Willen uns immer höher bauen, wir, die Lichtschatten Gottes, von unserer Seele her“.

In den beiden letzten epischen Werken, dem „Nathanael Maechler“ und den „Nachkommen“, gestaltet dann der Dichter über das Einzelschicksal hinaus das politische und volkshafte Erleben einer größeren Gemeinschaft, einer Geschlechterfolge, in deren Schicksal sich zugleich das der größeren Verbände, des Stammes und des ganzen Volkes spiegelt. Mit ihnen gibt Stehr also seine bedeutsamste Volksdichtung. Der Gerbergesell Nathanael Maechler ist einer der ewigen Typen des deutschen Menschen. Er geht von den hochfliegenden Ideen der 48er Revolution aus. Nach und unter schweren inneren Kämpfen treten Weib und Kind, Staat und Gemeinschaft verklärend in sein Dasein. Mit Mühe bezwingt er auch weiterhin die widrigen Gewalten, sein bitteres Blutserbe zumal. Seine Nachkommen aber stehen im innerlich lähmenden Schatten des Bismarckschen Reiches, an dessen ideenarmer und äußerlicher Entwicklung der Dichter harte Kritik übt. Allein in dem Kind, das Nathanaels Sohn Jochen und seiner liebwerten Frau Christine geboren wird, erblickt doch wieder das herrliche Wunder einer unbeschreiblich größeren Zukunft.

Doch nicht nur in dieser großen kulturgeschichtlichen Dichtung, sondern auch in seinen Gedichten und Legenden ist Hermann Stehr immer wieder dem Geheimnis deutschen Wesens nachgegangen und hat es in seiner aus sprödem Stoff gehämmerten, sinnschwer getragenen und von einer tieftrauschenden Musik erfüllten Sprache verkündet, so vor allem und zeitlos gültig in dem köstlichen „Märchen vom deutschen Herzen“, in dem es zum Schluß heißt:

„Während der ewige Hausvater dem Gange des deutschen Mannes über die Erde mit den Augen folgte, sah er die Reihe der Jahrhunderte hinab, durch die sein zu schmerzlichem Glück gesegneter blonder Liebling schritt, und er bemerkte, wie in seinem Schatten Reiche wuchsen und vergingen, wie er angefallen, zu Boden geschlagen, blutig über die Erde geschleift und entrechtet wurde, wie ihn aber sein doppelt göttliches Herz und sein untöbarer Geist immer wieder in seiner ewigen Würde neu schufen, wie sein Gesang durch die ganze Welt drang und wie aus seiner Brust die Sterne des Himmels kreisten und der Sinn der Erde strömte. Da nickte der ewige Hausvater vor sich hin und erkannte, daß gut war, was er ihm getan hatte, ging wieder ein Stückchen abseits, setzte sich unter den Zolderstrauch und ließ das Weltall um sich spielen.“

# Die romanische Baukunst am Oberrhein.

## I. Die Lehrjahre.

Die Wurzeln des romanischen Stils liegen in der Spätantike. Allein aus der Kunst des deutschen Altertums konnte die Kunst des deutschen Mittelalters nicht hervorgehen. Es mußte sich noch eine Aufnahme der Antike vollziehen. Die Brücke zwischen diesen beiden Welten bildete die Spätantike, eine Vereinigung östlicher und westlicher Kulturen, der Byzantinischen einerseits und der Abendländischen andererseits. Die erstere blieb nach anfänglich hoher Blüte allmählich zurück, während die letztere siegreicher vorwärts schritt. Mit der Spätantike erhob sich das Christentum, damit verschoben sich grundlegend alle Werthaltungen, und ein neuer Vorstellungskreis des Volkes bestimmte das ganze Leben für viele Jahrhunderte. Die klassische Kunst mußte versinken. Nur das für die Kirche Notwendige blieb. Die Kirche setzte demnach der Baukunst ihr Bestimmungsziel und gab ihr den Inhalt sowie die Form der Überlieferung. Was die Karolingische Epoche aus der Spätantike an Bautypen übernahm, war der Zentralbau und die Basilika. Das Übernommene durchschritt fortan einen geistigen Zeugungsprozeß auf deutschem Boden: Die starke, deutsche, naive schöpferische Kraft und die volkliche und staatliche Einheit wurden das Entscheidende für die Entstehung des romanischen Stiles. In ruhig aufsteigender Entwicklung bewegte sich zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert die romanische Baukunst, wobei wir die Zeit bis zum 11. Jahrhundert die Lehrjahre nennen mögen.

Der Zentralbau, ein Grundriß Kreis- oder polygonförmig, richtungslos, in all seiner Symmetrie auf einen Punkt bezogen, diente meist nur untergeordneten Zwecken als Tauf-, Grab- oder Gedächtniskirche. Das Hauptwerk zentraler Anlage und gleichzeitig der bedeutendste Bau Karolingischer Zeit ist der Dom von Aachen, die Hofkirche Kaiser Karls. Sie wurde etwa 790 begonnen und 805 geweiht. Unverkennbar ist der lombardische Einfluß und die nahe Verwandtschaft zu San Vitale in Ravenna. Ein hoher Kuppelraum in harmonischem Wohlklang, auf der Grundform des Oktogons, wird von einem zweigeschossigen Sechzehneck eingeschlossen. Das zweite Geschoss umfaßt den Emporenraum und ist mit aufsteigenden Tonnen zur Sicherung der hochragenden Zentralkuppel eingewölbt. Durch die oberen Lichtgaden verbreitet sich ein verklärendes Licht über das magische Dämmern des unteren Geschosses. Das Ganze außerordentlich prächtig, höchst monumental, ist eine bewundernswerte Leistung, die in der folgenden Zeit mehrfach Nachahmung fand.

Eine beachtenswerte, mit der Aachener Hofkirche verwandte Anlage in unserer engeren Heimat war der ursprüngliche Zentralbau der jetzigen Stiftskirche

in Wimpfen, der nach einer alten Urkunde Otto I. von 965 zu dem Bistum Worms gehörte. Nur die beiden Westtürme mit der dazwischen liegenden Nische sind noch vorhanden. (Abb. 1.)

Ferner dessen Fundamente mit den untersten Schichten des aufgehenden Mauerwerks, die sich unter den Fuß-

bodenplatten der jetzigen gotischen Ritterstiftskirche St. Peter befinden. Wir haben noch in der getürmten Westvorlage einen außerordentlich wirkungsvollen Zeugen der frühmittelalterlichen Baukunst, wichtig, trotzig, von großartigem Ernst und doch wieder einladend durch das schöne Motiv der großen Nische. Ein weiteres Beispiel zentraler Anlage, das sich das

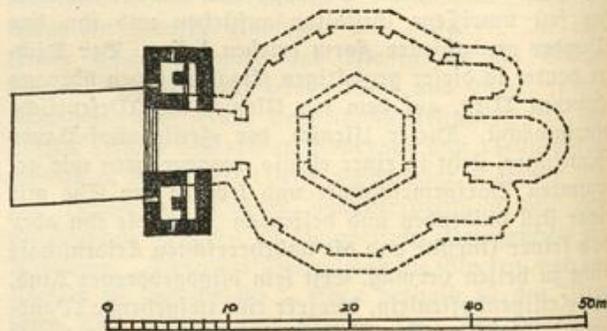
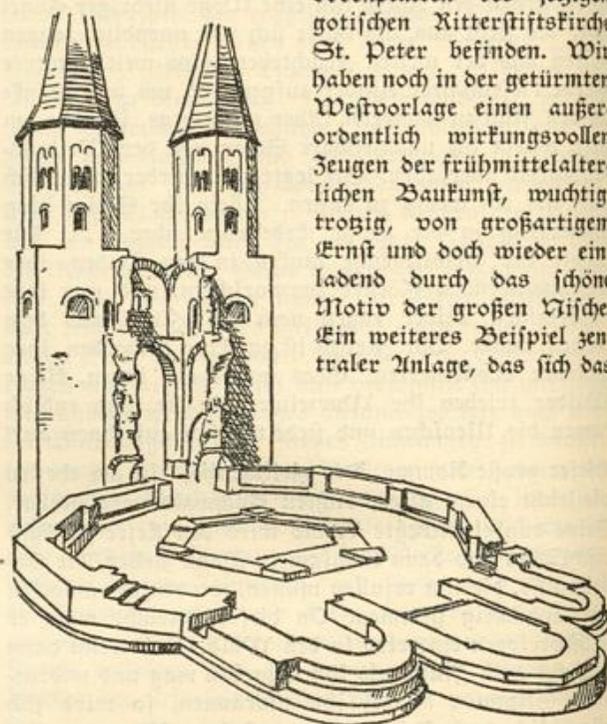


Abb. 1. Stiftskirche zu Wimpfen.

Aachener Münster zum Vorbild nahm, gibt uns die Stiftskirche in Ottmarsheim i. L.

Die Basilika jedoch wurde das Leitmotiv der folgenden Entwicklung und zur Grund- und Ausgangsform für alle in der romanischen Stilstufe entstehenden Raumanordnungen. Sie begegnet uns seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts, erinnert an

die althomerische Königshalle (Basileüs) und steht der antiken Markt- und Gerichtshalle am nächsten. Verglichen mit der Antike bedeutet die Basilika jedoch eine gewisse Entfaltung. Sie ist gestreckt, rechteckig, drei- oder fünfschiffig, flachgedeckt, auf eine Richtung der geraden Linie bezogen.

für die überwiegende Zahl der entstehenden Dome, Pfarr- und Klosterkirchen wurde diese basilikale Form vorgezogen. Es war aber noch kein einheitlicher Stil, noch ein unsicheres Tasten und Versuchen. In der Fortentwicklung unterscheiden wir drei Haupttypen:

1. Keine Langhausbauten,
2. Basiliken mit einem Querschiff auf der Grundform des lateinischen Kreuzes,
3. Basiliken mit zwei Querschiffen.

Der reine Langhausbau, der dem basilikalen Typ der Spätantike am nächsten steht, kommt in der frühromanischen Stilperiode vorwiegend in Süddeutschland vor.

In unserer engeren Heimat entstand in der Karolingischen Zeit St. Peter in Niedertzell auf der Insel Reichenau. (Abb. 2.)

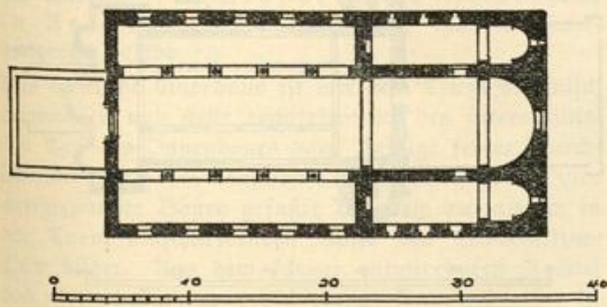


Abb. 2. Kirche in Niedertzell.

Egino, ein Mönch der Augia dives, einst Bischof von Verona, zog sich dorthin ins Klosterleben zurück, um still und friedvoll seine Tage zu beschließen, und begründete 799 ein Eigenkloster mit Kirche. Drei Chöre bilden die Verlängerung der drei Schiffe und endigen in Apsiden. Säulenkapitelle mit Durchdringungsformen von Kegelmantel und Pyramidenmantel kennzeichnen noch die frühe Zeit und die Anfänge der Ent-

wicklung. Auffallend allerdings sind die an den Basen auftretenden Eckblätter, die sonst nirgends in der frühen Zeit in Erscheinung treten. Sollten diese romanischen Elemente erst aus der Zeit des Abtes Benno im 11. Jahrhundert stammen? Der Kern der Kirche in querschiffloser, basilikaler Form mit drei Chören ist jedenfalls merowingischer Typ, der bis in die Karolingische Zeit fortlebte.

Anderer Beispiele dieser Art sind die Kirche auf dem Petersberg in Fulda von Abt Sturm, einschiffig mit drei rechteckigen Chören, und die Einhardsbasilika in Steinbach i. O. (821). Letztere bestand aus einem dreischiffigen Langhaus, dessen

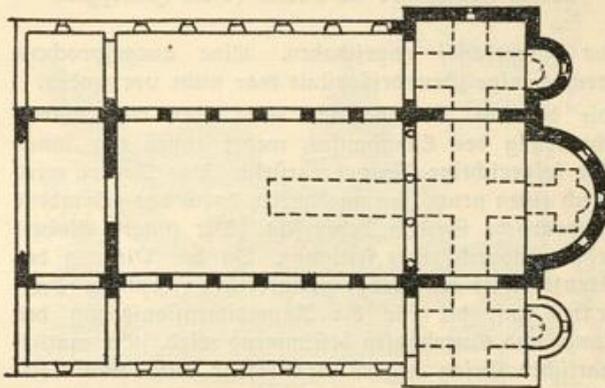


Abb. 3. Kirche in Steinbach i. O.

Mittelschiff noch erhalten ist, mit weiten Proportionen, dünnen Wänden und Pfeilern. Anspruchslos ist das Detail und ausgeprägt altchristlich das Ganze in seiner Nüchternheit. Unter den Presbyterien fanden in noch typischen Kataombenkrypten die Gräber von Einhard und seiner Gemahlin Platz.

#### Kreuzförmige Basiliken.

Die älteste Urkunde einer kreuzförmigen Basilika ist eine Originalzeichnung vom Jahre 820 für ein Projekt des Klosters St. Gallen. Die Bauausführung erfuhr jedoch keine völlige Übereinstimmung mit dem Plan, das Querhaus wurde weggelassen. In der Entwicklung lebt aber der Plan fort. Vielleicht stützt sich der Plan auf frühere Beispiele wie die Klosterkirche Centula in St. Riquier (790 begonnen und 799 geweiht), dessen Erbauer Angilbert, Karls Schwiegersohn und Gelehrter seines Hofes, war. Einen kreuzförmigen Grundriß frühen Datums zeigt auch das Weserkloster Corvey, 822 gegründet, dessen Abt Adalbert in Beziehung zum kaiserlichen Hof stand und eine Rolle spielte. Vermutlich stand der St. Galler Abt ebenfalls in Verbindung mit dem Kaiserhaus, womit sich auch der Ausgangspunkt der neuen Bauidee erklären ließe. Von dieser Zeit ab bahnten sich die Umgestaltungen an, die das altchristliche schlichte Gotteshaus, die Basilika, im Verlauf der nächsten Jahrhunderte erfuhr. Der Grundriß wird ein wirkliches Kreuz. (Abb. 4.)

Die Basiliken in den westlichen und östlichen Mittelmeerlandern waren Langhausbauten ohne Querschiff, mit Ausnahme der großen Basiliken von Rom. Bei diesen letzteren war jedoch das Querschiff unorganisch an

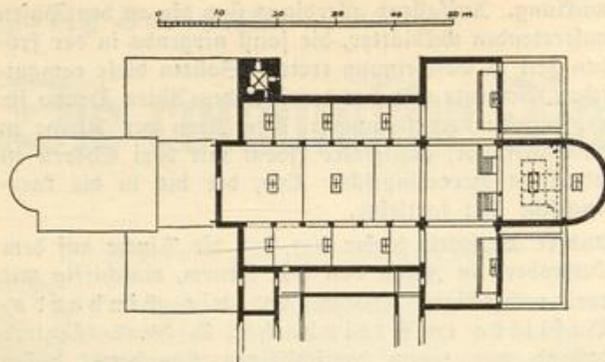


Abb. 4. Stiftskirche St. Gallen. (Nach Hardegger.)

das Hauptschiff angeschoben. Eine ausgesprochene kreuzförmige Grundrissgestalt war nicht vorhanden.

Die deutsche Kreuzbasilika zeigt aber eine Durchschneidung des Langhauses, wobei außen wie innen eine folgerichtige Gruppe entsteht. Das Innere wird durch einen neuen Formgedanken, durch das gebundene quadratische System beherrscht. Die innere Einheit erhält dadurch eine Festigung. In der Vierung des Kreuzes tritt die strenge geometrische Form des Quadrates auf, die für die Raumdimensionierung des Lang- und Querhauses bestimmend wird. Ein mathematisches Gesetz in der Architektur wird zum Leitmotiv. Die Maßeinheit des Vierungsquadrates wiederholt sich in den Kreuzflügeln des Querhauses, in der Fortsetzung des Mittelschiffes, wie auch in dem Langhause selbst. Das Ganze baut sich also auf einer Summierung von Urquadraten auf. Darin liegt nun eine wesentliche Unterscheidung von dem Bauprinzip der Spätantike. Die ältesten Zeugen sind meist nur noch Fundamente aus der Karolingischen Zeit. Zwischen diesen und dem ersten erhaltenen Denkmal in der Zeit Ottos des Großen liegt ein Zwischenraum von über 100 Jahren.

Nach den letzten Karolingern trat in der Bautätigkeit eine gewisse Erlahmung ein. Das 9. Jahrhundert wird zum saeculum obscurum. Das Karolingerreich fiel einer starken Verwüstung anheim. Schon 819 begann der Raubzug der dänischen Normannen. Sie drangen, von Norden kommend, flussaufwärts durch das Frankenland bis Paris, Amiens vor. Die Sarazenen fielen plündernd vom Süden über Italien her und stießen bis in die Alpenpässe nordwärts. Vom Osten kamen die Magyaren und Slaven. Um die Jahrhundertwende hausten die Ungarn auf schrecklichen Raubzügen in Süddeutschland und verbreiteten sich über den Rhein bis weit nach Frankreich hinein. Das Karolingische Reich zerfiel in Herzogtümer, die sich untereinander bekämpften. Alle friedliche Ordnung ging der Auflösung entgegen.

Die kirchliche Baukunst und Kultur war in ihrer Entwicklung durch diese 100 Jahre innerer Verwirrung und Kriege nach außen gehemmt; ihre Zukunft hing nun von dem Wiedererstarken der Regierung und des zerfallenen Mönchtums ab.

In dieser langen Zwischenstufe der Entwicklung konnte die klare Formel des lateinischen Kreuzes noch nicht völlig durchdringen.

Beispiele aus dieser Zeit sind u. a. die nur noch in

Spuren erhaltenen Fundamente der Klosterkirche Lorsch am Seehof (Mitte des 9. Jahrhunderts) (Abb. 5), deren Grundriß aus einem dreischiffigen Langhaus, aus einem sehr breiten Querschiff und drei Apsiden bestand, ferner die Michaelskirche auf dem Heiligenberg bei Heidelberg (Abb. 6), deren Entstehungszeit in die achtziger Jahre des 9. Jahrhunderts fällt (890 geweiht). Die Fundamente zeigen quadratische Vierung, die Querschiffarme aber oblonge Gestalt. Das Chorquadrat fehlte. Nachweislich war auch ein Atrium vorhanden. Als Erbauer wird nach der Lorsch Chronik Abt Thiotroch von Lorsch genannt. Erst in der nächsten Umbauzeit, als Abt Reginald von Lorsch zufolge eines Privilegs Kaiser Heinrichs II. vom Jahre 1023 dortselbst ein

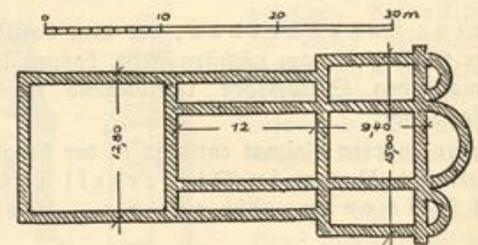


Abb. 5. Klosterkirche Lorsch a. Seehof.

Kloster errichtete, erhielt die Kirche ein Chorquadrat mit neuer Apsis angefügt.

Ein weiteres Beispiel zeigen die unter dem Frankfurter Dom aufgefundenen Fundamente der ehemaligen St. Salvatorkirche Ludwigs des Deutschen (882 geweiht). Das Langhaus war kurz, das Querhaus bestand wie im St. Galler Plan aus drei Quadraten ohne Chorraum. Die Ostseite schloß sich mit drei parallelen Apsiden.

Schließlich ist noch das Kloster Hersfeld erwähnenswert, dessen Kirchengrundriß mit der vorher gebauten Klosterkirche Limburg a. S. große Ähnlichkeit besitzt. Von der romanischen Regel abweichend,

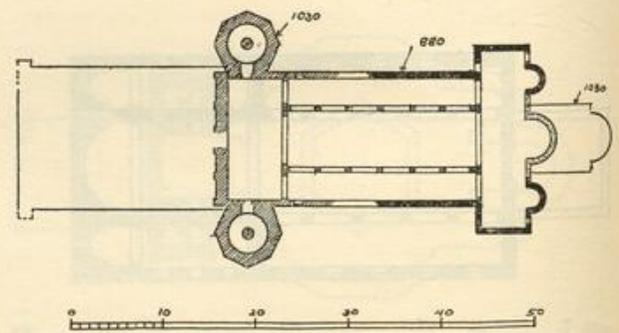


Abb. 6. Michaelskirche auf dem Heiligenberg b. Heidelberg.

waren die Kreuzflügel und der Chor gestreckt. Es bestand noch keine eigentliche Vierung und es fehlte der quadratische Schematismus in der Langhauseinteilung, im Gegensatz zu Limburg. Aus dem 11. Jahrhundert stammt der noch bestehende Bau in Hersfeld. Der St. Galler Grundriß setzte sich erst allmählich durch und beherrschte schließlich fast ganz Mittel- und Norddeutschland. Dagegen hielten Schwa

ben und Bayern vielfach an dem dreischiffigen Langhaus mit dreifachem Apfidenchluß fest.

Ein Beispiel gibt uns der Dom von Freising. Jedoch die Oberrheinische Schule unter dem Einfluß der Zirsauer Kongregation (im 11. und 12. Jahrhundert), deren künstlerischer Charakter durchaus deutsch ist, hinterließ uns eine beträchtliche Zahl von zerstörten und erhaltenen Klosterkirchen auf kreuzförmiger Grundlage. In unserer engeren Heimat sind zu erwähnen: Zirsau, Alpirsbach, Reichenbach, Gengenbach, Petershausen und Schwarzach.

Die T-förmige Anlage finden wir außer anderen kleineren Beispielen in den Kathedralen von Metz (970 begonnen) und Straßburg (1020 begonnen).

#### Kirchen mit Westchor und Westquerschiff.

Die Anlage eines Westchores bzw. eines Westapsis diente vielfach der Unterbringung eines Altars, besonders zur Ehrung eines Stifters oder Märtyrers. So finden wir in der Klosterkirche Fulda (Dom) eine Westapsis zu Ehren des hl. Bonifatius, des als Märtyrer gefallenen Stifters. Mit dieser verband man ein Querschiff zur Entlastung des Langhauses. — Eine Anlage des Westquerschiffes zeigt auch der Mainzer Dom (978—1036).

Anderer süddeutsche Kirchen, die nur im Westteil ein Querschiff erhielten, sind der Augsburger, der Bamberger Dom und St. Emeram in Regensburg.

Doppelte Querschiffe dienten hauptsächlich auch der Verstärkung des Ausdrucks im Äußeren, der rhythmischen Gruppierung der Massen. Im Innern kommt dadurch wohl die Steigerung der Akzente von West nach Ost in Wegfall, Stirnseite und Schlußseite zeigen keine Unterscheidung mehr und heben sich gleichsam in ihrer Raumd disposition auf.

Reiche Gruppierungsbeispiele frühen Datums sind der Kölner Dom (9. Jahrhundert), St. Pantaleon in Köln, der Dom von Paderborn, die Klosterkirchen in Gandersheim und St. Michael in Hildesheim.

In Süddeutschland als einziges Beispiel mit doppeltem Querschiff: die Klosterkirche Mittelzell in Reichenau (813 und Ende des 10. Jahrhunderts). (Abb. 7.)

Das westliche Querhaus ist mit dem Turm organisch verwachsen und stellt architektonisch den interessantesten Teil des Innenbaues dar. Infolge seiner Durchschneidung mit dem Langhause erhält es eine durch vier weitgespannte Bogen gefasste Vierung, die mit der in den Turm einschneidenden Apfis den St. Martins-Chor bildet. Aus dem schwer entwirrbaren Knäuel von Hypothesen der verschiedenen Kunsthistoriker ist zu entnehmen, daß die Bauzeiten teils in das 9. Jahrhundert unter Abt Hatto I. (806—822), teils in das 10. Jahrhundert unter Abt Witigowo (986—997) und teils in das 11. Jahrhundert unter Abt Benno fallen. Der Chor ist eine wesentlich spätere gotische Ergänzung aus dem 15. Jahrhundert unter Abt Friedrich von Wartenberg.

Zu der Bereicherung und mannigfaltigen Umgestaltung des aus der Spätantike übernommenen Grundrisses und Bauprogrammes gaben nicht nur bau-

ästhetische Gründe, wie neues Kunstschaffen, sondern auch sachliche Gründe des Gottesdienstes Anlaß. Gegenüber den altchristlichen Basiliken, die lediglich Stadtkirchen gewesen waren, wurde in Deutschland im Karolingisch-ottonischen Zeitalter die Klosterkirche zum maßgebenden Typus. Sie waren in den noch schwach besiedelten Landstrichen die Lehrstätten der Landwirtschaft, des Gewerbes und Zufluchtstätten der vom weltlichen Leben abgewandten Menschen. Die größeren Klöster versahen den Pfarrdienst der Laiengemeinde

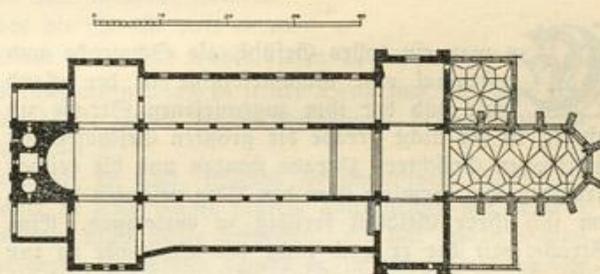
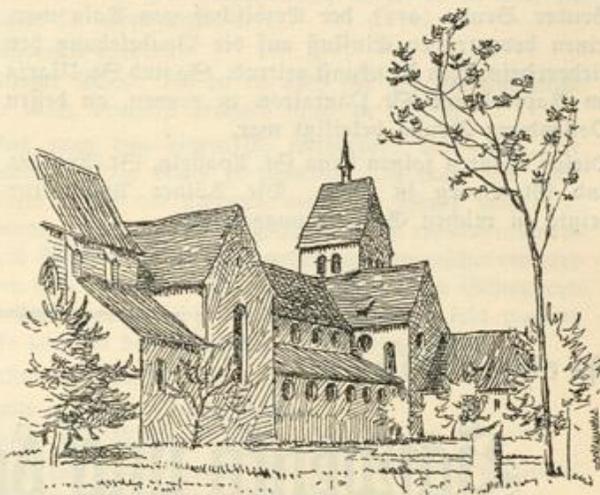


Abb. 7. Münster in Mittelzell.

oft in besonders erstellten Kirchen oder in der Klosterkirche selbst. Der Chordienst, die Besorgung zahlreicher Nebenaltäre, Psallierchöre nahmen viel Raum in Anspruch und beschränkten den Platz für die Laien. Es verblieb diesen schließlich nur noch das Mittelschiff vor dem Altar des Hl. Kreuzes.

Das Innere, in eine Reihe von Kapellen aufgeteilt, stand oft zu  $\frac{1}{3}$  den Mönchen zur Verfügung. Auch die Emporengeschosse wurden zu Kapellenräumen.

Diese Bedürfnisse des Kirchendienstes und Forderungen der Klosterregeln mußten zwangsläufig sowohl dem Innen- als auch dem Außenbau gegenüber der spätantiken Basilika ein verändertes Gepräge geben.

Das Schwergewicht der auf deutschem Boden einsetzenden, selbständigen starken Baubewegung im 10. Jahrhundert lag in dem sächsischen Einfluß, in der Stellung der sächsischen Fürsten als Kaiser der Christenheit. Otto der Große errichtete das Erzbistum Magdeburg als Stützpunkt der Christianisierung der Ostmark. Sein Lieblingsbau war der im Jahre 955 begonnene Dom von Magdeburg, das Ganze im Ausmaß kleiner als der heutige Dom. Über den Aufbau ist uns bis

heute nichts bekannt. Ein ausgezeichnete Ersatz ist die noch erhaltene St. Cyriakus-Stiftskirche in Bernrode (961), dessen Begründer Markgraf Gero, der sogenannte Gindenburg des 10. Jahrhunderts, war.

Im benachbarten Hildesheim entfaltete Bischof Bernward (992—1022) eine hochbedeutende Tätigkeit. Es entstanden dort die berühmte Michaels-Basilika und später die Godehardskirche.

Im Zusammenhang mit der sächsischen Schule standen vor allem die Kölner Bauten; dort machte Ottos Bruder Bruno (953), der Erzbischof von Köln war, seinen bedeutenden Einfluß auf die Neubelebung der niederrheinischen Baukunst geltend. So sind St. Maria im Kapitol und St. Pantaleon zu nennen, an dessen Vollendung Bruno beteiligt war.

Diesen Bauten folgen dann St. Aposteln, St. Andreas und St. Georg in Köln. Die Kölner Architektur neigte zu reichen Gruppierungsanlagen.

Am Mittelrhein machte der an Ottos Hof erzogene Sachse Wittigis Schule. Er wurde 975 Erzbischof von Mainz und begründete dort die Kathedrale. Es folgten 996 die Gründungen des Domes von Worms und 1015 das Münster von Straßburg.

Stilgeschichtlich scheint mit dem Straßburger Münster die unter Konrad II. errichtete Klosterkirche von Limburg a. S. zusammenzuhängen. Limburg ist wieder eine Vorstufe zu dem Dom von Speyer, dem größten mittelalterlichen Dom.

Der sächsische Einfluß übertrug sich auch teils auf die Bautätigkeit in Süddeutschland. In Verbindung mit dem sächsischen Kaiserhaus sind die größeren Unternehmungen wie der Dom zu Augsburg zu bringen, dessen Stifterin die Kaiserin-Witwe Adelheid war. Die Gründung des Doms von Bamberg erfolgte durch den späteren König Heinrich II. Der heutige Umbau stammt jedoch aus der Stauferzeit.

Herbert Vöhme

## Schwenka und der Schweinehund.

Es war ein tolles Gefühl, als Schwenka zum erstenmal eine Sammelbüchse in der Hand hielt und der ihm zugewiesenen Straße zuschritt, in der nicht gerade die größten Geschäfte mit lichtfrohen Gesichtern Parade standen und die reichen Fremden ihm förmlich über den Weg gelaufen kamen, um sich ihrer Geldlast freudig zu entledigen. Eine Straße, mit der er auch nicht das Geringste zu tun hatte, die er weder aus seiner Erinnerung irgendwie umschmücken noch angenehm machen konnte. Sie glogte ihn an, als fragte sie, die Hände in den Hosentaschen, frech, grob, gemein, was er hier eigentlich wohl wollte. Die kleinen Häuser schlugen ihre Augen dabei nieder, und das Straßenpflaster hatte eine Gänsehaut.

Dieselbe Gänsehaut hatte aber auch Schwenka, obwohl er eben erst die Büchse in Empfang genommen hatte und noch nicht einmal bis zur Türe geschritten war. Eilfertig nimmt er seine Mappe hervor, ganz zufällig hatte er sie bei der Hand, und steckt zunächst einmal die Sammelbüchse geschwind hinein, damit sie vorerst niemand anders sieht, denn er weiß noch nicht recht, was er eigentlich mit ihr beginnen soll. Unglücklicherweise hat sie einen Namen und einen richtigen Geburtschein, der ist auf dem Amt vermerkt, sonst wüßte er schon, wohin er sie befördern könnte. Nun, sollte er sie wirklich zu dem angewiesenen Revier tragen, so kommt sie doch noch früh genug zum Vorschein.

Schwenka atmet schwer. Er atmet nicht auf, sondern ab. So seltsam war ihm noch niemals in seinem ganzen Leben zumute:

In einer wildfremden Straße, von wildfremden Vorübergehenden, wildfremdes Geld, für wildfremde Fremde zu erbitten.

Erbetteln ist das schon. Richtiges Erbetteln. Kein Wohlbehagen, so etwas zu tun.

Er denkt an die Bettler von annodazumal, die aber bettelten, wenn sie wirklich nichts hatten. Und er sagt sich menschenfreundlich, dann sei es schon besser, er ginge. Schließlich sähe man es ihm ja an.

Er fühlt sich wie ein Wohlhabender dabei und packt die Büchse in seiner Mappe schon etwas herzlicher an. Schließlich weiß es ja jeder, daß du es nicht für dich, sondern nur für die anderen tußt.

So trittst du auf die Straße.

Du?

Nein, ach, verzeih mir, ich tat dir unrecht. Du nicht. Du fühlst es ja, daß es ganz anders ist. Du hast ja das Wissen schon, das geheime, große, beglückende Wissen in dir, im Herzschlag des Volkes gegen die Not anzukämpfen, deine Liebe wirklich einmal zu einer freien, opferfreudigen, lebendigen Tat werden zu lassen, dich selbst dabei zu überwinden und in einer Gemeinschaft zu leben, in der einer für den anderen steht. Kamerad zu sein, für einen dir völlig Unbekannten und doch dir so Nahestehenden: Kamerad zu sein, für einen Bruder des gleichen Glaubens an Volk und Reich. Von Schwenka sprach ich, dem guten braven Schwenka, mit den vorsichtigen Beamtenaugen hinter dem Aneifer und den etwas ins gelblich-weiß verstaubten Manschettenröhren.

Schwenka ist es, der unfrohen Mutes zu seinem Ziele schreitet, und dieses Ziel hat gar nichts mit ihm selber zu tun. Das Unternehmen kommt ihm fast wie eine tolle Begegnung vor, wie eine Begegnung mit sich selbst. Er begegnet sich.

Schwenka weiß, daß man sagt, es sei eine Pflicht, sammeln zu gehen. Er will seine Pflicht tun.

Diese Pflicht ist aber etwas von außen an ihn herangetragenes. Diese Pflicht ist die Büchse, die er wohlverwahrt in seiner Aktenmappe hat. Er möchte sie nicht wieder herausnehmen, sie hat gar nichts mit ihm zu tun, als daß man eben von ihr sagt, sie sei seine Pflicht. Und das sagt man auch nur, aber amtlich vermerkt hat er es nirgends gelesen. Behutsam geht er mit ihr um, daß sie nur kein Geräusch macht. Vielleicht sagt man es nur, und sie ist gar nicht seine Pflicht, sie ist vielleicht freiwillig.

Wieviel Geld soll man eigentlich wohl zusammenhaben, bis man sie erlöst zur Ablieferung geben kann? Das denkt er. Und er denkt noch weiter.

Schwenka denkt, daß er einen Schein bei sich hat, den er entbehren könnte. Den könnte er in Münzen verwandeln lassen, lauter Fünferln und Zehnerln. Wenn er das Geld dann heimlich in die Büchse täte und die Büchse dann heimlich in die Aktenmappe zurück, er könnte nach Hause gehen und sich ausschlafen und zur Zeit der Ablieferung würde er doch zurecht kommen, und seine Büchse würde ebenso voll klingen, wie die der anderen.

So redet es ihn an. Und es steht vor ihm, und er erkennt es, es ist der Schweinehund, er will nicht mehr von ihm weggehen, der Schweiß steht ihm schon auf der Stirn. Verdammt, solch ein schöner Sonntag und so zwiespältig in der eigenen Brust.

Schwenka beobachtet sich selbst. Er beobachtet sich zum ersten Male und erlebt sich selbst. Schwenka erlebt Schwenka.

In einer wildfremden Straße, zwar noch die Sammelbüchse in der Aktenmappe, aber doch schon mit einem gereinigten Willen.

Man will. Und will man auch nur, um es einmal zu versuchen, um nachher beim Abliefern der Büchse mitreden zu können. Den Schein kann man ja immer noch wechseln lassen, und schließlich bettelt man ja nicht, sondern man sammelt. Es ist doch ein glückliches Gefühl darum, daß man nicht betteln gehen muß, da sollte man getrost Mut fassen und ein paar Stunden die Büchse schwingen.

Man geht.

Das heißt, Schwenka geht.

Seine Straße ist wirklich eine Einöde gegen die Straße, in der er wohnt, aber, weiß es der Ruckuck, mitsamt dem Schweinehund, es ist doch eine Straße, und er hat seine Büchse noch nicht einmal aus der Mappe genommen. In einem Geschäft läßt er sich eine Mark wechseln.

Zehn Zehnerln.

Ob das nette Mädchlein ahnt, wozu er es tut, sie lächelt so verschmizt?

Schwenka errötet.

Dumme Gans: Ich tu es doch für die andern, nicht für mich, brauchst deshalb nicht zu lächeln.

Muß man das eigentlich immerfort betonen: „Die andern?“ Das denkt er plötzlich. Ist man das nicht selbst? Sind die anderen nicht ein Stück von mir, konnte ich denn glücklich sein, mein wohlverdientes Geld Sümmchen um Sümmchen zusammenscharren und doch dabei wissen, daß es noch Brüder und Schwestern in Deutschland gibt, die ebenso glücklich sein wollten wie ich und doch hungern und frieren sollen?

Schwenka lächelt auch.

Kaus mit der Sammelbüchse.

Lustig ans Werk.

„Und die Mappe heben Sie mir bitte auf, Fräulein. Und den elften Zehner, den geben Sie mir wohl?“

für das Winterhilfswerk.

Über die Straße ruft er es.

Es tut ordentlich wohl: dieses Wort.

Es füllt einen Platz in seiner Brust aus, da hatte bislang dieser Hund, der Schweinehund, gehockt und ihn angebellt.

Jetzt ist er fort, spurlos verschwunden. Vielleicht wollte er nach Hause laufen, ganz gewiß hat er sein Zuhause nicht mehr gefunden. Er hat seinen Herrn verloren. Sicherlich kauert er in einer Polizeiwache oder wartet an einer Straßenecke, auf ihn. Schwenka weiß schon, welche es sein könnte, er wird nie wieder daran vorbeigehen. Und doch, eigentlich tut er ihm leid, der Schweinehund. Er tut ihm leid! Er hätte ihn besser gleich erschießen lassen sollen.

Daß es ein Opfer ist, das ist erst der Ruhmestitel für deine Gabe.  
Wenn du dieses Opfer bringst, dann kannst du noch erhobeneren Hauptes  
durch deine Volksgemeinschaft gehen!

Der Führer bei der Eröffnung des Winterhilfswerks 1936.

# Das Brot

Ein Keim,  
Kindern vorzusagen.

Von Walter Franke.

Ihr wollt vom Brote essen,  
ihr Kinder, brecht nur ab;  
doch sollt ihr nicht vergessen  
den Herrn, der es uns gab,  
und wie auf schweren Wegen  
es fuhr zu uns heran:  
manch Müh und Gottesseggen  
ward an dem Brot getan.

Als Körnlein ward's geleet  
der Erde in den Schoß;  
des Bauern Arm sich reget  
und deckt's, das nackt und bloß  
wie's Kindlein in der Wiegen  
in seiner Furche ruht,  
muß bei den Brüdern liegen,  
die Erde tränkt es gut.

Sie geizet nicht und karget  
und schenkt manch süßen Saft,  
bis daß der Keim erstarrt  
und sich zum Lichte schafft.  
Und bald vereint zum ganzen,  
zum saatengrünen Chor  
schießt wie ein Heer von Lanzen  
Jungheilm an Salm empor.

Doch Disteln auch und Winden,  
die wuchern früh und spät,  
der Bauer muß sich schinden,  
bis rein sein Kornfeld steht.  
Und bis ein Wind von Westen  
die letzte Ähre schwellt —  
dann geht es an ein Festen,  
wenn heiß die Sonne grellt.

Die Sensen siren und klingen  
feldein bis an den Wald,  
das ist ein Bücken, Schwingen,  
im Tal der Donner hallt.  
Woll'n dann die Schlossen schlagen,  
zuckt rot ein Blitz hervor,  
schwankt schon der Erntewagen  
geborgen unters Tor.

Das Ross stapft aus den Sielen,  
im Stall ruht das Gespann;  
auf Tisch und Bank und Dielen  
hebt froh ein Festen an.  
Die Mägde mit den Knechten,  
das tanzt nach altem Brauch,  
die Bäurin sieht zum Rechten  
und lacht und tanzt wohl auch.

Doch wann am frühen Tage  
im Tau die Zähne krähn,  
hallt schon die Tenn vom Schläge  
der Flegel, und es drehn  
den Göpel Ross und Kinder,  
aus Ähren springt das Korn. —  
Sacht fällt ins Dorf der Winter,  
bereifet Strauch und Dorn.

Dann fährt der Knecht zur Mühle  
mit Säcken voll und prall.  
Es schäumt ins Radgestühle  
ein munterer Wasserfall.  
Der Mühlstein schleift und mahlet,  
das rattert, ruckt und siebt,  
bis sich das Korn entschalet,  
und weiß das Staubmehl siebt.

Im Trog liegt aufgeschüttet  
der helle Gottesam';  
vom Mund, der gläubig bittet,  
der Herr den Hunger nahm.  
Denn aus dem Körnermehle  
ward Speise, die uns frommt,  
die braun und ohne Fehle  
aus Blut und Asche kommt.

Bis in die fernsten Zeiten  
reicht unsres Blutes Lot;  
auf Äckern, die sich breiten,  
wuchs auch dem Ahn das Brot.  
Er wollt es uns verwahren,  
trugs mit zur Gruft hinab —  
nun deckt seit hundert Jahren  
ein Ährenfeld sein Grab.

Ihr Kinder dürst noch spielen  
und wißt von keiner Not;  
aus eures Vaters Schwielen  
nehmt ihr das täglich Brot.  
So ehret jede Krume  
und achtets nicht gering.  
Von Gottes Eigentume  
ist es das beste Ding.

## Der Führer auf dem Bückeberg:

Das ist meine Überzeugung: Wenn um uns herum alles zu brennen anfinge, wenn überall der Wahnsinn sich durchsetzen sollte, so wie er es in Spanien versucht, — in Deutschland wird das niemals mehr gelingen! Hier steht die Front des deutschen Volkes, Arbeiter, Bauern und Geistes-schaffende, als eine große, nie zerstörbare Gemeinschaft!